

Teuflische Schatten ist ein sehr wichtiges Buch, das ich allen empfehlen möchte, die sich für andere Welten und vor allem für Guatemala, EL Salvador und Honduras interessieren oder dort arbeiten.

Hier finden Sie von mir zusammengestellte ausführliche Auszüge aus diesem Buch.

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags Horlemann und des Autors Andreas Böhm

Helen Hagemann [helen.hagemann@guatesol.ch](mailto:helen.hagemann@guatesol.ch)  
[www.guatesol.ch/teuflische\\_schatten.html](http://www.guatesol.ch/teuflische_schatten.html)

Sandra, geboren am 25. August 1982, erzählt aus ihrem turbulenten Leben von ihrem 15. Geburtstag bis zum ihrem 28. Lebensjahr.

Es ist ein Leben mit allen Facetten. Freude und Leid - Leben und Tod - Enttäuschung und Erfüllung und vor allem ein Kampf.

**Der Erlös aus dem Buch kommt zum grössten Teil Sandra zugute. Mit genügend Geld kann sie aus ihrem Dorf wegziehen und an einem anderen Ort ein neues Leben beginnen.**

Umschlaggestaltung: Till Kaposty-Bliss, Dorothee Wolters  
Layout: Burkhard Kehl

© 2011 Horlemann Verlag  
Alle Rechte vorbehalten

Sybelstrasse 46  
10629 Berlin  
Telefax: 030 / 857 405 83  
E-Mail: [info@horlemann-verlag.de](mailto:info@horlemann-verlag.de)  
[www.horlemann.info](http://www.horlemann.info)

Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags

€ 19.90  
Gedruckt in der EU  
ISBN: 978-3-89502-317-0



Auszüge aus dem Buch TEUFLISCHE SCHATTEN, zusammengestellt von Helen Hagemann.

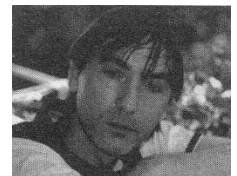
Dieses Buch ermöglicht es, in den Alltag von Millionen von Guatemaltekinnen einzutauchen. Über 24 Jahre verteilt, lernen wir alle Freuden und Probleme des Lebens einer armen Familie kennen. Familiäre und äussere Gewalt, Haushalt, Essen, Feste, Alkohol, Drogen, Diskriminierung, Machismo, viele Kinder, Jugendbanden, evangelikale Kirchen, katastrophales Schulsystem, kaum Arbeitsmöglichkeiten, nicht funktionierende Justiz und Polizei, Korruption, schlechte bis keine Gesundheitsversorgung, kaum funktionierende Spitäler. All das, was fast alle armen und mittelständischen " Guatemaltekinnen tagtäglich erleben, aber auch Frauen in Honduras und El Salvador. In der 3 Ländern sind dieselben Maras am Werk.

Andreas Boueke im Vorwort und Andreas Böhm im Nachwort analysieren die politische Situation.

Ich selber habe von 2003 bis 2009 in Guatemala gelebt. Weit abgelegen, 200 km von der Hauptstadt entfernt. In einem Dorf namens Cahabón, in Alta Verapaz. Anfangs war Cahabón und sogar die nächst grössere Stadt Cobán ziemlich sicher. Kaum Diebstähle, Drogen und Morde. Doch das hat sich in dieser kurzen radikal geändert. Drogen, Diebstähle und Morde haben auch Cahabón erobert. Die Jungen, die hier kaum Arbeit finden, gehen nach Cobán und machen da Bekanntschaft mit Drogen und Drogengeschäften. Manche kommen nur als Tote nach Cahabón zurück.

Foto: Sandra mit ihrer Mutter Bernarda

**Der Autor** Andreas Böhm wurde 1965 in Bern in der Schweiz geboren. Heute lebt er als freier Autor und Journalist überwiegend in Guatemala.



# TEUFLISCHE SCHATTEN

## ZWEI FRAUEN GEGEN DIE MARA SALVATRUCHA

*andreas böhm*

### VORWORT

#### VON ANDREAS BOUEKE

Zu Beginn des Buches lesen sich die Erinnerungen der jungen Frau Sandra wie das Tagebuch eines humorvollen, klugen Mädchens, das ihren Alltag in Armut beschreibt. Ab und zu wecken die Schläge ihrer Mutter oder das plötzliche Auftauchen einer Pistole eine Vorahnung auf die Eskalation der Gewalt, zu der es einige Seiten weiter kommen wird. Aus dem Kind, das die Vorschule liebt, wird eine junge Frau, deren Leben außer Kontrolle gerät.

Sandra ist ein bescheidener Mensch. Sicher hätte sie es sich nie auszumalen gewagt, dass eines Tages ein Buch mit ihrer Lebensgeschichte in Europa viele Menschen anrühren würde. Es ist ein außerordentliches Verdienst des Autors Andreas Böhm, dass er als geduldiger Zuhörer und dann als talentierter Textgestalter die Geschichte dieser Frau einem größeren Publikum näher bringt.

Ich selbst recherchiere seit über zwanzig Jahren als freier Journalist auf dem amerikanischen Kontinent. Vieles von dem, was Sandra beschreibt, habe ich oft beobachten können. Aber der Horizont des Buches reicht weit über die trostlose Atmosphäre in ihrem kleinen Geburtsort Palencia hinaus. Das Nachwort von Andreas Böhm macht deutlich, dass es in dem Buch nicht nur um lokale Ereignisse geht, sondern auch um die Konsequenzen einer Globalisierung des Verbrechens, die bis heute durch verfehlte Politik gefördert wird.

Als Nebenfigur in Sandras Bericht taucht ein junger Mann auf, Lee- Vice. Als dieser noch ein kleiner Junge war, brachten ihn seine Eltern aus Guatemala in die USA. In den Straßen von Los Angeles geriet er auf die schiefe Bahn und schloss sich der Mara Salvatrucha an. Nach einem Gefängnisaufenthalt wurde er von der US-amerikanischen Migrationsbehörde zurück nach Guatemala deportiert.

Die Figur von Lee- Vice zeigt, wie kurzsichtig die US-amerikanische Abschiebep Praxis ist. Sie hat die Bandenkultur in die mittelamerikanischen Länder El Salvador, Honduras und Guatemala exportiert. Straßengangs haben in Städten wie Los Angeles, Chicago oder New York eine Tradition, die bis ins vorletzte Jahrhundert zurückreicht. In Mittelamerika aber gab es bis vorkurzem noch keine solchen gut organisierten Jugendbanden.

In den achtziger Jahren haben sich mittelamerikanische Jugendliche, die mit ihren Familien vor den Bürgerkriegen in ihren Geburtsländern geflohen sind, in den USA zusammengetan, um sich dort gegen die Gewalt anderer ethnischer Gruppen schützen zu können. So ist auch die Mara Salvatrucha entstanden. Erst auf den Höfen der US-amerikanischen Gefängnisse entstand die Hierarchie der Bandenmitglieder. Sie haben keine Fürsprecher in den USA. Kaum ein Politiker würde es wagen, sich für die Rechte von straffällig gewordenen Mittelamerikanern einzusetzen. So können die Behörden sie ungehindert in ihre Herkunftsländer abschieben.

Auf dem Flughafen von Guatemala-Stadt werden jede Woche Dutzende oder Hunderte Deportierte aus Flugzeugen gespuckt. Viele von ihnen haben kein Geld, keine Kontakte, keine Skrupel. Von der guatemalteken Regierung bekommen sie nichts geboten, keine Arbeitsplätze, keine Ausbildungschancen und keine Umschulungsprogramme. Welche Alternativen haben sie? Natürlich schließen sich viele einer Bande an, in der sie Freundschaft und Unterstützung finden. Sie kommen in verarmte Stadtteile und versuchen, dort das Modell der Bandenkultur zu kopieren, das sie in den USA kennengelernt haben. Dabei treffen sie auf eine durch und durch korrumpierte Polizei, die die Verbreitung von Drogen und Waffen häufig unterstützt, anstatt sie zu begrenzen. Zeitweise übernehmen die Banden die Kontrolle über ganze Wohngegenden, so dass sich immer mehr rechtschaffene Menschen entschließen, vor der alltäglichen Gewalt zu fliehen. Viele versuchen, illegal in die USA zu gelangen. Es ist ein tragischer Zyklus.

Tagtäglich kann man in Mittelamerika und in den USA Artikel lesen, in denen die Mitglieder der Mara Salvatrucha als tätowierte Monster beschrieben werden. Aber auch diese Kriminellen haben anrührende Lebensgeschichten. In Sandras Bericht wird deutlich, wie aus liebenswerten kleinen Bengeln, die in Armut aufwachsen, gewalttätige Männer werden, die alle Skrupel abgelegt haben. In diesem Entwicklungsprozess verlieren sie ihre Hoffnung auf ein wenig Glück.

Teile der kleinen, wohlhabenden Schicht der guatemalteken Gesellschaft schotten sich ab von dieser Realität. Sie leben in Häusern hinter hohen Mauern, bewacht von privatem Sicherheitspersonal. Orte wie Palencia würden sie nie besuchen. Manche kennen ihr Land überhaupt nicht, dafür umso besser die Strände

der mexikanischen Touristenhochburg Cancún oder Disney World bei Miami. Sie glauben nicht mehr an eine bessere Zukunft für ihr Land und interessieren sich nicht für das Schicksal der Bevölkerungsmehrheit.

Auch Sandra scheint resigniert zu haben. Aber sie kann es sich natürlich nicht leisten, in einem schicken Haus hinter hohen Mauern zu leben. Sie ist nach Palencia zurückgezogen, trotz der Lebensgefahr, der sie dort ausgesetzt ist. Andreas Böhm sorgt sich, dass er sie nicht wiedersehen wird, dass auch sie ermordet wird, genau wie so viele ihrer Familienangehörigen zuvor. Vielleicht wird dieses Buch ja in Europa zu einem solch großen Erfolg, dass man auch in Guatemala davon erfährt. Für Sandra könnte das einen Schutz bedeuten - und Mittel, mit denen sie für sich und ihre Kinder ein neues Leben beginnen könnte. Sie hätten es verdient.

## JUNI 2007 ERSTER BESUCH

Ein mulmiges Gefühl überkommt mich, als ich neben dem Grundstück vorfahre, das durch einen improvisierten Zaun aus verrosteten Wellblechstücken abgeschirmt wird. Hier also wohnt Sandra. Erst vor knapp einer Woche habe ich sie kennengelernt, am Sitz der Stiftung Sobrevivientes in Guatemala-Stadt, wo man ihr juristischen und moralischen Beistand leistet für das Gerichtsverfahren gegen den Mörder ihrer Mutter. Bis zur Urteilsverkündung sind es noch wenige Tage. Beim Tor, das von zwei ungleich hohen Holzpfeuern markiert wird, empfängt sie mich freundlich lächelnd. Langsam gehen wir einen der schmalen Pfade entlang, die das leicht abfallende, mit Pflanzen überwucherte Gelände durchziehen. Ihre fensterlose Hütte liegt ganz unten. Es weht ein frischer Wind. Sie bittet mich in den engen Vorraum, dessen Wände aus Wellblech bestehen. Dort darf ich an einem kleinen Holztisch Platz nehmen, der mit einer geblühten Plastikfolie bedeckt ist. Ich stelle mein Aufnahmegerät darauf und schalte es ein. Sandra sieht plötzlich bedrückt aus, als sie sich mir gegenüber hinsetzt. Ganz so, als laste ein schweres Gewicht auf ihren Schultern. Wo denn der Polizist sei, den sie zu ihrem Schutz habe, frage ich. Er heiße Amílcar, erklärt sie mit einem tiefen Seufzer, aber er sei irgendwo hingegangen, so wie jeden Morgen. Er verschwinde einfach, ohne jegliche Begründung und ohne vorher ihre Erlaubnis einzuholen. Ja, sie halte es sogar für möglich, dass er irgendwelchen krummen Geschäften nachgehe. Ein Polizist verdiene nur mickrige 2.500 Quetzales (etwa 250 Euro) monatlich und sei daher auf zusätzliche Einnahmequellen angewiesen. Er komme aber sicher bald wieder, denn er habe noch nicht einmal gefrühstückt. Ein solches Verhalten sei doch völlig verantwortungslos, wie so etwas möglich sei, will ich verwundert wissen. Schließlich gehe es nicht nur um ihr eigenes Leben, sondern auch um das ihrer Familienmitglieder, die doch alle in akuter Gefahr schwebten. Sie lächelt gequält. Ja, das stimme, pflichtet sie mir bei. Deswegen habe sie sich auch schon bei Amílcars Vorgesetzten beschwert, aber bisher habe das noch rein gar nichts bewirkt. Allergrößte Sorge bereite ihr momentan vor allem Gato, wie sie den berüchtigten Chef der Mara Salvatrucha hier in Palencia nennen. Er sei es gewesen, der die Ermordung ihrer Mutter angeordnet habe. Ein abscheulicher Kerl! Kalt und gewissenlos. Für den sei das Töten eines Menschen das Normalste auf der Welt. Momentan sitze er zwar im Gefängnis, doch da nicht genügend Beweise gegen ihn vorlägen, werde er sicherlich bald wieder freikommen. Vor diesem Tag graue es ihr schon heute. Und überhaupt befinden sich viele seiner Kumpane noch in Freiheit. Ich stelle eine Frage nach der anderen. Zu Beginn unseres Gesprächs spüre ich noch ein gewisses Misstrauen. Bald aber werden die Antworten fließender, ausführlicher und persönlicher. Zwischendurch steht sie auf, geht zur Kochecke und rührt in einer Pfanne mit schwarzen pürierten Bohnen - dem Frühstück.

»Kommen Sie«, fordert sie mich plötzlich auf. Ich folge ihr in den türlosen Raum gleich nebenan. »Hier haben sie unsere Mama getötet«, sagt sie mit zittriger Stimme und zeigt auf ein breites Bett mit mehreren bunten Kissen. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Auf dem rundlichen, weißen Bettrücken sind deutlich Einschusslöcher zu sehen. Der einzige Schmuck an der unverputzten Wand aus groben Zementbausteinen dahinter ist ein ovales Bild mit einer farbigen Abbildung der Jungfrau von Guadalupe. Etwas seitlich steht ein altmodischer, nussbrauner Kleiderschrank mit einem länglichen Spiegel.»

Ich habe alles so belassen, wie es war. Wir schlafen alle im anderen Zimmer«, raunt sie noch, bevor wir uns wieder zurück an den Tisch begeben. María-José, ihre elfjährige Schwester; serviert mir einen Kaffee. Das lauwarme Getränk in der blauen Plastiktasse schmeckt eher nach Zuckerwasser. Ich lasse mir nichts anmerken. Die Sonne erhebt sich weiter über die nahen Bergkuppen, ihre wärmenden Strahlen fallen durch die offene Haustür, vertreiben die Reste nächtlicher Kälte und erfüllen den düsteren Raum mit einem weißlich-goldenen Gelb. Unvermittelt tritt ein Mann mittleren Alters zu uns hinein. Grußlos. In seinem aufgedunsenen Mondgesicht steckt ein durchtriebenes Augenpaar, und über der Oberlippe wuchert ein ungepflegter, leicht ergrauter Schnauz. Am dickbäuchigen Oberkörper hängen ein schludriges, viel zu weites

T-Shirt und darunter, am Gürtel befestigt, gut sichtbar eine Pistole. Das muss er also sein, dieser Amílcar. Mir wirft er nur einige misstrauische Blicke zu. Sandra reicht ihm einen Plastikteller mit einem Häufchen schwarzer Bohnen und frischen, noch heißen Mais- Tortillas. Diese benutzt er wie eine Schaufel mit der er die Bohnen vom Teller kratzt, um dann beides in seinen Mund zu stopfen und schmatzend hinunterzuschlingen. Mir vergeht schon beim Zusehen der Appetit. Nicht so der erst zweieinhalbjährigen Jennifer Diana. Energisch zerrt sie an der Jeanshose ihrer Mutter und verlangt: »Mami, ich hab auch Hunger, nun mach schon!« Sandra geht sogleich auf die Forderung ihrer Tochter ein. »Sonst haben wir keine Ruhe«, sagt sie mit einem kurzen Lachen. Anders die etwas ältere Jacqueline: seit meiner Ankunft spielt das Mädchen in sich gekehrt neben uns auf dem nackten Zementboden. Vor ihr liegen zwei Spielzeugautos ihres Bruders, eine zerlumppte Barbiepuppe, Löffel, Gabeln, Plastikteller und eine leere Cola-Flasche. Beim Spielen hüpfen ihre langen Haarzöpfe auf und ab. Ihr Glück besteht offenbar darin, von niemandem gestört zu werden. Sandras drittes Kind, der neunjährige Anthony, hat es sich im anderen Nebenzimmer vor einem kleinen Schwarzweiß-Fernseher gemütlich gemacht. Ein hübscher Junge mit schokoladenfarbener Haut, glänzend-schwarzen Haaren und dunkelbraunen, knopfartigen Augen. Hypnotisiert schaut er sich »Chespirito« an, eine mexikanische Kindersendung mit allerlei Klamauk. Ich versuche Sandra klarzumachen, dass es viele Monate dauern wird, ihre Erinnerungen detailgenau niederzuschreiben. Beide würden wir sehr viel Zeit und Geduld aufbringen müssen. Sie geht nicht gleich darauf ein, sondern erwidert, das abgrundtief Böse sei gerade dabei, sie und ihre Familie zu verschlingen und zu vernichten. Für sie gebe es daher kein Morgen, nur das Jetzt und Heute. Sie habe ja keine Ahnung, welche grauenvollen Ereignisse noch auf sie zukommen könnten. Eigentlich sehne sie sich nur nach einer stinknormalen, vollkommen ruhigen Existenz. Obwohl erst 26 Jahre alt, fühle sie sich manchmal schon verbraucht, ausgelaugt und unattraktiv. Zu lange sei sie dumm und naiv gewesen, was die Dinge des Lebens, insbesondere aber jene der Liebe anbelangt. Ob dies nun die Quittung dafür sei? Für einige Momente herrscht Stille. Doch, ja, fährt sie dann leise und traurig fort, sie wolle mir diese Geschichte erzählen. Sie werde es tun, zum Vermächtnis ihrer Mutter, María-Bernarda, aber auch für all jene Frauen und Männer, die mutig für ein bisschen mehr Gerechtigkeit auf dieser Welt kämpfen, selbst wenn sie dafür einen hohen Preis bezahlen müssen.

1982-1988

## SPIELE, MILCH MIT ZUCKER UND VIELE MÜTTER

Seite 10

Unsere Familie lebt schon seit Generationen in Palencia, keine dreißig Kilometer nordöstlich von Guatemala-Stadt gelegen, ein 10'000-Seelen-Städtchen, das jedoch eher einem großen Dorf gleicht. Es liegt inmitten einer fruchtbaren Pflanzenwelt, und auf den Feldern werden Kartoffeln, Yucca, Jocote-Pflaumen, Kaffee, Zuckerrohr, Bohnen, Kürbisse, Avocados, Mais, Bananen, Tomaten und vieles mehr angebaut. Mit Ausnahme der Hauptgasse, die sich über einen flachen Hügelkamm erstreckt und als einzige etwas dichter bebaut ist, macht es bis zum heutigen Tag einen eher ländlichen Eindruck, da die meisten Bewohner auf großzügigen Grundstücken leben, die stellenweise auch landwirtschaftlich genutzt werden. Das Grundstück meiner Großeltern ist schätzungsweise hundert Meter lang und vierzig breit. Mittlerweile ist Palencia fast zu einer Vorstadt der ausufernden Hauptstadt geworden, aber vor fünfundzwanzig Jahren tickten die Uhren hier noch anders. Da waren Autos und Busse die Ausnahme; über die staubigen, ungepflasterten Gassen und Wege trotteten vor allem abgemagerte, schwer beladene Pferde oder Esel. Begegnete man sich auf der Straße, so wurde höflich begrüßt, selbst wenn man sich nicht kannte. Die meisten Leute waren bescheiden und begnügten sich mit dem Wenigen, das sie hatten. Es waren andere Zeiten, an die sich die Großeltern heute gern und mit Wehmut erinnern. Vor über zwanzig Jahren, als Großvater Pedro noch kräftig war, arbeitete er auf dem Gehöft eines wohlhabenden Bauern, wo er der Mann für alles war, den alten Chevrolet seines Chefs fuhr und sich als Handwerker betätigte, wenn es etwas zu reparieren gab. Zuhause hatte er das letzte Wort, war aber auch der ruhige Pol, der seinen Kindern mit Geduld gut zuredete, sie aber nur selten schlug. Ganz anders als meine damals fünfzigjährige Großmutter Mariana. Diese zähe, autoritäre Frau ließ nur wenig Raum für Sentimentalitäten zu. Ihre Wutausbrüche sind noch heute gefürchtet wie ein schlimmes Naturereignis. Dabei macht sie von einem gut gefüllten Köcher an Schimpfworten Gebrauch, die selbst Bauarbeiter vor Scham erröten lassen würden. Als strenge Lenkerin ihrer acht Kinder lastete die gesamte Schuffterei, die ein Hausfrauenleben im dörflichen Mittelamerika mit sich brachte, auf ihren Schultern. Feuerholz besorgen, Wasser heranschleppen, zu Fuß zum (Seite 11) Markt gehen, kochen, Tortillas backen, von Hand Berge schmutziger Kleider schrubben, sich um den Nachwuchs kümmern und vieles mehr. Sobald meine Mutter und ihre vier Schwestern kräftig genug waren, mussten sie natürlich mit anpacken. Der Schulbesuch hatte, gerade für Mädchen, keine Priorität. Gleichwohl durften sie einige Jahre lang in einer heruntergekommenen

öffentlichen Schule die Schulbank drücken. Für eine junge Frau in diesem ärmlichen Landstrich lag die Hoffnung auf eine bessere Zukunft vor allem darin, sich so schnell wie möglich eine gute Partie zu angeln; einen Mann also, der einen einfachen Beruf ausübte oder ein Stück Land sein Eigen nannte, um ihr und der zu erwartenden Kinderschar einen erträglichen Lebensstandard zu garantieren. War er auch noch hübsch und verliebte man sich wirklich, so war das Glück perfekt. Leider waren wirkliches Glück und wirkliche Liebe auch schon damals ein äußerst seltenes Gut. Vielleicht auch deshalb, weil Palencia immer schon die Heimat der eigensinnigen Machos gewesen ist, die niemals daran zweifeln würden, ihren Frauen gegenüber natürliche Vorrechte zu besitzen.

Über die ersten Lebensjahre meiner Mutter ist mir nicht viel bekannt. Als Kind hätte ich mich nie getraut, ihr Fragen nach ihrer und damit auch meiner eigenen Vergangenheit zu stellen. Mit dieser Geschichte hatte sie abgeschlossen, damit wollte sie nicht mehr belästigt werden, und auf entsprechende Nachfragen konnte sie extrem allergisch reagieren. Erst als ich älter wurde, gelang es mir, ihr einiges zu entlocken, das ich mit den Erzählungen meiner Großeltern kombinierte. Mit neunzehn Jahren war María-Bernarda eine entschlossene Frau, spindeldürr und mit glatten, rußschwarzen Haaren, die ihr bis zum Gesäß hinunter reichten. Ihre aufgeweckten, kastanienbraunen Augen hatten schon damals eine ungewöhnliche-Streng. Wie in bäuerlichen Gegenden üblich, trug sie einfache, einfarbige, einteilige Kleider, die ihr weit übers Knie reichten. Nur zu speziellen Anlässen oder wenn sie in die Hauptstadt fuhr, bevorzugte sie Blusen mit steifen Kragen und lange dunkle Röcke.

Der Mann, der sie eroberte, hatte ein ausgesprochen maskulines Auftreten. Ob es sich um echte Liebe handelte, weiß nur sie allein, doch zweifelsohne war von ihrer Seite so etwas wie jugendlich-ignorantes Verliebtsein mit im Spiel. Dieser Luis, der aus einem kleinen Dorf in der Umgebung stammte, wurde zu meinem Vater. Großmutter war außer sich vor Wut und drohte ihrer Tochter mit dem achtkantigen Rausschmiss. Meine Geburt am 25. August 1982 - auf einem harten Metallgitterbett mit Strohmattatze und betreut von einer Hebamme - war daher auch kein freudiges Ereignis. Zu allem Übel wurde María- Bernarda von Luis kurz darauf wie ein fauler Apfel fallen gelassen.

Seite 13

Die uralte Konstruktion hatte nur 2 Zimmerchen und stand etwa zwanzig Meter vom Haus ihrer Eltern entfernt. Die Hütte war düster, beengt und nicht besonders behaglich. Weiter unten auf dem abschüssigen Gelände gab es noch zwei weitere Behausungen, die aus unverputzten, grauen, innen hohlen Zementbausteinen bestanden. Als Flachdächer dienten ihnen hauchdünne Wellblechplanen. Darin hausten meine Tanten Patricia, Anita und Martina mit ihren Familien, ebenso Onkel Ramiro mit seiner Frau Evelyn. Alle Häuschen waren durch schmale Pfade verbunden. Die Türen standen immer offen - man konnte überall hineinspazieren. Für uns Kinder war das toll, da wir auf einem echten Abenteuerspielplatz lebten, mit genügend freien Flächen zum Herumtollen. Immer waren Spielkameraden da oder jemand, der sich um einen kümmerte. Langeweile war daher ein Fremdwort für mich.

Kurz vor meinem vierten Geburtstag nistete sich ein neues Wort in meinem Kopf ein: Kindergarten. Cousine Erika, die zwei Jahre älter war als ich, durfte schon dorthin gehen. Und als genieße sie es, mich weinen zu sehen, hörte sie nicht auf, mir von diesem magischen Ort vorzuschwärmen, an dem man singen, spielen und malen durfte. Mutter musste sich dann ausgedehnte Heulkonzerte von mir anhören, die jeweils erst durch eine halbherzige Zusage ihrerseits ein Ende fanden. Das klang dann etwa so: » Du blöder Schreihals, gib doch endlich Ruhe! Hab ich dir nicht schon tausend Mal gesagt, dass du noch viel zu klein bist für diesen Scheißkindergarten! Aber mal sehen, vielleicht nehmen sie dich nächstes Jahr ja trotzdem. Und nun hör schon auf zu flennen, hurenverdammte noch mal, sonst kleb ich dir eine! « So wie ihre eigene Mutter benutzte auch sie einen ausgesprochen vulgären Wortschatz. Wörter wie Hure, Arsch und noch einige mehr waren gang und gäbe. Für mich Winzling blieb sie ein unbegreiflicher, unnahbarer Riese, der erst Beleidigungen und Aggressionen von sich gab, um dann Minuten später wieder unglaublich zärtlich zu sein. Sie war wie ein rauchender Vulkan: jederzeit bereit zum Ausbruch. Leider wusste man nie genau, wann. Und sie liebte feuchtfröhliche Feste. Ihr Lachen war ansteckend, wenn sie ungezwungen mit Geschwistern oder Freundinnen herumalberte. Die Konflikte zwischen ihr und meiner Großmutter hingegen waren oft geräuschvoll, was wenig erstaunlich war, da beide Frauen sich charakterlich stark ähnelten. Wie ich diese Streitereien doch hasste! Jedes Mal brüllten sie und warfen sich die schlimmsten Beleidigungen an den Kopf, die man sich vorstellen kann. In diesen Momenten drohte meine kleine, einigermaßen geordnete Welt aus den Fugen zu geraten. Also verkroch ich mich in irgendeine Ecke und hielt mir die Ohren zu, bis sich alles wieder beruhigt hatte.

1997

## MEIN GROSSER TAG

Seite 68 und 69

Voll energiegeladener Verbitterung rieb ich mit der Bürste über die Bluse auf der gerillten Oberfläche vor mir. Mein rechter Arm schmerzte schon gewaltig, doch die Wut und der Frust, die ich seit Tagen in mir trug, mussten irgendwie heraus. Pedro kam ins Haus gerannt, mit verdreckten Stiefeln an seinen Füßen. »Scheiße, du Blödmann! Glaubst du eigentlich, ich genieße es, hier ständig sauber machen zu müssen?«, geiferte ich und warf ihm die Bürste hinterher. Es war zum verrückt werden. Gerade erst hatte ich den Zementboden mit einem feuchten Lappen gewischt, und das schon zum dritten Mal an diesem Tag! Der strömende Regen der letzten Nacht hatte die Pfade auf dem Gelände zu schlammigen Pisten werden lassen. Entsprechend schlimm sah es nun bei uns drinnen aus, denn fast niemand hatte die Angewohnheit, seine dreckigen Schuhe auszuziehen. Mutter legte trotz der Schlichtheit unserer Behausung großen Wert auf Reinlichkeit und Ordnung. Dreckige Böden, herumliegende Kleidung oder schmutziges Geschirr konnten sie zur Weißglut treiben. Auch die bunten Decken auf den Betten mussten immer sauber und perfekt gestreckt sein, und die von ihr handbestickten Kissen hatten sich ordentlich am Kopfende zu befinden. Arm zu sein bedeute nicht, unreinlich oder unordentlich zu sein, war ihre Devise, und ich hatte ihr dabei zu helfen.

Pedro war jetzt elf Jahre alt. Seine frühere Affektiertheit hatte er abgelegt, dafür war er umso schweigsamer und eigenbrötlerisch geworden. Die Schule hatte er abgebrochen, um arbeiten gehen zu können. So wie viele seiner Altersgenossen wollte er sich endlich etwas leisten können. Es war nicht leicht, in Armut zu leben und oft selbst auf die notwendigsten Dinge verzichten zu müssen. Zuerst hatte er einem Bauern bei der Kürbis- Ernte geholfen, danach hatte er sich für einige Wochen als Baugehilfe verdingt. Von seinem ersten Lohn hatte er sich moderne Turnschuhe gekauft, mit denen er die ersten Tage herumstolztiert war, als bestünden sie aus purem Gold. Ich konnte es ihm gut nachempfinden, mir war es ähnlich ergangen, als ich die Schule hingeschmissen hatte.

Die Ursache meines immensen Frusts jener Tage hatte aber nichts mit dem ständigen Säubern zu tun. Sie lag in meinem bevorstehenden (Seite 69) fünfzehnten Geburtstag, der für ein guatemaltekisches Mädchen eines der wichtigsten Ereignisse seines Lebens darstellt. An diesem Tag wird sie zur Frau und sollte - wenigstens theoretisch - bereit für den Hafen der Ehe und das Kinderkriegen sein. Jeder Vater wird daher alles in seiner Macht stehende tun, um für seine Tochter eine möglichst pompöse Feier auszurichten. Dazu gehören viele Gäste, Unmengen von Essen und Getränken und Musik, am besten eine Band, oder wenigstens eine potente Stereoanlage. Und nicht zu vergessen: für das Geburtstagskind muss ein kostspieliges Festkleid angeschafft werden, welches Ähnlichkeit mit einem Brautkleid hat. Noch gut waren mir die Feiern zum Fünfzehnten meiner Cousinen in Erinnerung. Erikas Vater etwa hatte sich nicht lumpen lassen und im »Urwald« eine Riesenparty mit über hundert Gästen auf die Beine gestellt. Und vor etwas mehr als einem halben Jahr hatte Martina den Großeltern zusätzliche Dollars überwiesen, mit denen sie für Mercy eine opulente Feier organisiert hatten. Aber was nützte es mir zu träumen? Ich hatte keinen Vater, Mutter konnte mir nichts bieten, und von Erick durfte ich mir nichts erhoffen.

Endlich hatte ich es geschafft. Die Wäsche lag sauber und frisch duftend vor mir. Vorsichtig balancierte ich das Becken auf dem Kopf bis zur Wäscheleine, die zwischen dem Haus und einem dünnen Zypressenbaum aufgespannt war. Der Himmel war bewölkt, und ich fragte mich, ob heute noch alles trocken werden würde. Da erblickte ich Mutter, die den Pfad entlang auf mich zukam. Ein älterer Mann folgte ihr. Mit ihrem Mienenspiel stimmte etwas nicht. Und warum glotzte mich dieser Fremde derart zudringlich an? Ohne mir Zeit zu lassen, mein geistiges Rätselraten zu beenden, beschied sie mir knapp: »Sandra, das ist dein Vater, bitte begrüß ihn!« Ihre Worte schlugen in mich ein wie Raketen mit defekten Zündköpfen. So rasch konnte ich das Gehörte nicht auf die Reihe kriegen. Mein was? Von meinem Vater wusste ich nur, dass er eine erbärmliche Gestalt sein musste, die sich nach meiner Geburt feige aus dem Staub gemacht hatte. Zweifelnd blickte ich in die matten Augen dieses unbekanntes Mannes. Er trug ein weißliches Hemd mit vergilbten, grauen Streifen und einem schmutzigen Kragen. Eine grünblaue Baseball-Mütze saß wie aufgepfropft auf seinem schütterten, weißlichen Haar. Über sein hohlwangiges, runzeliges Gesicht zog sich ein angestrenktes Lächeln. Er streckte mir seine Hand entgegen. »Sandra, es freut mich, dich zu sehen. Wie geht es dir?« »Gut«, antwortete ich leise, unsere Hände berührten sich kurz. »Du wirst ja nun bald fünfzehn Jahre alt, nicht wahr?« Ich nickte. »Brauchst du etwas, dann sag es mir nur.« Ich schwieg. Eine solche Frage nach all diesen Jahren! Kam sie nicht genau fünfzehn Jahre zu spät, in denen er vergessen hatte, eine Tochter mit dem Namen Sandra zu haben?

## 1997-1998

### MIT GANZEM HERZEN

Seite 76 und 77

Gelegentlich, wenn ich es einrichten konnte, ging ich ins Zentrum zu Beba und ihrer Clique. Dabei sah ich auch jenen Jungen wieder, der mich bereits vor einem Jahr verzaubert hatte. Tino. Und er tat es immer noch. In seiner Gegenwart gehörte mein ganzes Denken und Sehnen nur ihm alleine. Angespannt lugte ich immer wieder zu ihm hinüber und hoffte auf ein Zeichen. Irgendetwas, ein Blick, ein Augenzwinkern, eine Geste. Aber auf mein allzu offensichtliches Interesse an ihm zeigte er keinerlei Reaktion.

Mitte März befand sich Palencia mitten im Trubel der Heiligen Woche. Feierliche Prozessionen und profane Jahrmarktstimmung gingen miteinander einher. Mutter unternahm mit mir und meinen Geschwistern einen Rundgang durch Palencia. Eigentlich wäre ich lieber allein gegangen, doch ich musste mich fügen. Auch in diesem Jahr hatte man auf einem Feld hinter dem Basketball-Platz ein Riesenrad aufgestellt. Bei den Verkaufsbuden ringsherum herrschte ein gewaltiger Andrang. Zuckerwatte schleckend flanierten wir umher und genossen das festliche Ambiente. Aus der Menschenmenge vor uns tauchten Beba und Pelón auf. Mutter kannte ihn und auch seine Familie. Wir blieben stehen und kamen ins Plaudern. »Du, Sandra«, sagte Pelón plötzlich, »da hinten ist Tino, er möchte mit dir quatschen. Hast du kurz Zeit! Komm, ich zeige dir, wo er ist.« Ich blickte zu meiner Mutter. Sie schwieg, also lief ich Pelón hinterher. In Wahrheit hatte Tino gar nicht nach mir gefragt, es handelte sich um eine Finte, die Beba eingefädelt hatte, um uns bekannt zu machen. Mit einigen seiner Kumpanen stand er vor einer Schießbude. Pelón trat zu ihm hin und machte ihn auf mich aufmerksam. Mein Herz, ja meine gesamten Innereien bebten vor Aufregung. Er kam auf mich zu. »Hallo, Kleine, was geht ab!«, fragte er. »Och, alles okay«, antwortete ich - mehr brachte ich nicht heraus. Er wollte noch wissen, wo ich wohne, dann ging er wieder zu seinen Begleitern. Am liebsten hätte ich ihn umarmt und nie mehr losgelassen! Hinter dieser etwas schroffen Hülle verbarg sich etwas Verletzbares, glaubte ich zu spüren.

Wieder zurück, blaffte mich Mutter an: »Verdammte Scheiße, mit diesem hässlichen Schwarzen redest du mir nicht noch einmal! Hast du das kapiert!« Nein, nichts hatte ich verstanden. Vor den Kopf gestoßen, blieb ich vorerst (Seite 77) stumm. Was hatte sie nur gegen Tino? »Hässlicher Schwarzer« hatte sie ihn genannt, obwohl ihr eigener Teint und auch der meine nur unwesentlich heller waren. Wie ich wusste, mochte sie Menschen mit allzu dunkler Hautfarbe nicht besonders. Für sie waren das »Indios«. Dazu muss man wissen, dass Palencia im Osten Guatemalas liegt, der von Mestizen besiedelt wird und wo fast ausschließlich Kastellanisch gesprochen wird. Im Gegensatz dazu herrschen im mehrheitlich von Maya-Indianern bevölkerten westlichen Hochland indianische Dialekte vor. Bei uns jemanden als »Schwarzen« oder »Indio« zu bezeichnen, kommt einer echten Beleidigung gleich. Dieser Rassismus ist leider auch heute noch weit verbreitet. Aber war Tinos kaum merklich dunklere Hautfarbe wirklich der Grund, weshalb ihn Mutter derart virulent ablehnte? Ich wusste es nicht, und es war mir auch ziemlich egal, denn ich dachte nicht im Traum daran, mich an ihre Anweisungen zu halten. Ob weiß oder braun, für mich war er eine Droge, die mich glücklich machte und nach der ich mich nun täglich sehnte.

Leider konnte ich nie sicher sein, ob er beim Basketball-Platz erscheinen würde oder nicht. Auch wurde es immer schwieriger, Mutter die Erlaubnis abzurufen, ins Zentrum zu gehen. Und ging ich, ohne zu fragen, riskierte ich eine gewaltige Tracht Prügel. Oft maulte ich und stellte auf stur, und manchmal kam es vor, dass sie mich entnervt ziehen ließ. Nur an den Sonntagen, für das jeweilige Basketball-Match, durfte ich mit Erika ohne größere Probleme gehen. Sahen wir uns, grüßte mich Tino. Der Funke seinerseits wollte aber nicht so recht überspringen. Es bedurfte der erneuten Intervention durch Pelón. »Du, Alter, nimm doch Sandra zu deiner Braut. Das wäre voll geil, dann könnten wir immer alle zusammen ausgehen«, empfahl er ihm in meiner Gegenwart. Tino überlegte einige Sekunden. »Okay, warum nicht?!«, sagte er trocken. Mein Herz wollte mir aus der Brust springen.

Wir sahen uns nicht sehr oft, höchstens ein oder zwei Mal pro Woche, und immer waren seine Kumpels mit dabei. Selbst mit denen redete er nicht viel, mit mir aber noch viel weniger. Ich übernahm das Sprechen, er brummelte ab und zu ein Wort oder einen halben Satz dazwischen. Auch Zeit hatte er nie viel für mich, doch jeder Moment seiner Gegenwart versetzte mich in einen süßlichen Schwebestand. Allein schon die Gedanken an ihn gaben mir Kraft und verliehen mir Flügel. Im Vergleich mit seinen Küssen erschienen mir jene von Hugo jetzt belanglos und schlecht. »Mädchen, du gefällst mir«, sagte er, und ich konnte mein Glück kaum fassen. Endlich hatte meine orientierungslose Existenz eine klare Richtung erhalten. Ich konzentrierte mich vollkommen auf die Augenblicke mit Tino. Er lebte mit seiner Familie im Ojo de Agua, einem der vier Bezirke, in die Palencia eingeteilt ist.



1998

## EIN STÜCK VON MIR

Seite 87

Verletzt und trübsinnig erledigte ich meine häuslichen Pflichten nur noch mit größtem Widerwillen, was das Gezänk zwischen mir und Mutter nur noch weiter verschlimmerte. Bei jedem starken seelischen Schmerz gibt es einen Punkt, an dem er unerträglich wird und man praktisch gezwungen ist, ihn zu verdrängen. Leider bahnt er sich dann einfach einen anderen Ausgang. Bei mir drückte sich das darin aus, dass ich mich starrsinniger und uneingeschränkter als je zuvor auf die Suche nach Zerstreuung machte. Um das Zentrum machte ich nun einen möglichst großen Bogen, um eine Begegnung mit Tino zu vermeiden. Dadurch traf ich auch Beba nur noch selten. Weil ich mir kaum ein Fest in Palencia entgehen ließ, war es allerdings nur eine Frage der Zeit, bis ich wieder auf Tino stoßen würde. Auf der Hochzeitsfeier einer Bekannten war es dann soweit. Die Front des einfachen Hauses war mit bunten Papierstreifen geschmückt. Und wie üblich bei solchen Anlässen, hielt sich die Mehrzahl der Gäste draußen auf. Erika streckte mir einen mit Bier gefüllten Plastikbecher hin und fragte: »Hast du ihn schon gesehen, dort drüben beim Eingang?« Mein Blick schweifte über die Menschenmenge, bis er an Tino hängenblieb. Antonieta war bei ihm. In meine Magengegend grub sich ein stechender Schmerz. »Ach, das ist mir doch scheißegal«, sagte ich und leerte meinen Becher in großen Zügen. Der Alkohol sollte mir helfen, die Situation auszuhalten. Ingrid und eine weitere Freundin kamen hinzu, und wir unterhielten uns munter über alle möglichen anderen Themen.

Plötzlich schmerzte meine Schulter, als hätte mich gerade ein Kartoffelsack gestreift. Wir sahen, wie sich Antonieta mit wippenden Hüftbewegungen von uns weg bewegte. Dabei drehte sie sich kurz zu mir um und feixte frech. »Scheiße, dieses Weib will mich provozieren! Habt ihr das gesehen, wie die mich angerempelt hat?«, sagte ich zu meinen Gefährtinnen. »Ja, aber bleib schön cool, Sandra, es bringt doch nichts, sich mit diesen Leuten anzulegen«, riet mir Ingrid. Antonieta hörte nicht auf, mich herausfordernd anzugucken. Nach zwei weiteren Bechern Bier hatte ich genug. Entschlossen marschierte ich auf sie los - ihren Begleiter ignorierte ich vollkommen. »Verdammt, hast du ein Problem mit mir oder bin ich dir etwas schuldig?«, ging ich die Frau an.

Seite 89

»Warum habe ich schon lange keine Blutflecken in deinen Unterhosen gesehen, kannst du mir das erklären!« Nein, das konnte ich nicht. Aber seit wann stöberte sie in meiner schmutzigen Unterwäsche! Die Möglichkeit, schwanger zu werden oder gar zu sein, hatte ich bisher noch gar nicht in Erwägung gezogen. Ich und in anderen Umständen! Einfach absurd! Freilich stimmte es, dass meine Blutungen seit fast vier Monaten ausgeblieben waren, was ich eher erleichtert und gedankenlos zur Kenntnis genommen hatte. Jene intime Nacht mit Tino lag ungefähr gleich lang zurück. Später, im Bett unter der Decke, betastete ich meinen Bauch. War er nicht etwas fülliger als früher! Und wenn ja, hatte das nicht eher mit meiner Liebe fürs Essen und den Alkohol zu tun! Ich und Mutter werden! Nein, das durfte nicht sein!

Auch Tante Patricia hatte in Sachen Männer bisher kein besonders glückliches Händchen gehabt. Ihr Cesar war zwar ein nach außen hin sehr geselliger Typ, doch auch er hatte seine dunklen Seiten. Wo ihre Mutter sei, ob sie ihr nicht beim Tortilla-Machen helfe, so wie jeden Tag, wollte Großmutter von Lincy wissen. Ihre Mami sei beschäftigt, antwortete diese. Großmutter schwante nichts Gutes und schritt hinüber zum Häuschen ihrer Tochter. Dort fand sie Patricia in eine Strickjacke gehüllt vor, deren Reißverschluss sie sich bis zum Hals hinauf gezogen hatte. Aber selbst dieses Kleidungsstück konnte nicht verhindern, dass man ihr blutunterlaufenes Auge sah. Cesar hatte sie geschlagen, und vor lauter Scham hatte sie sich nicht zeigen wollen. Wegen solcher und anderer Probleme zog Lincy es vor, zu einer Schwester ihres leiblichen Vaters zu ziehen. Dadurch sahen wir uns nur noch selten.

Die beunruhigenden Gedanken bezüglich meiner ausbleibenden Monatsblutung hatte ich bald wieder verdrängt. Bis zu jenem Vormittag, als Mutter eine ältere, fettleibige Frau bei uns empfing. Sie werde mich kurz untersuchen, sagte diese zu mir. Ich müsse keine Angst haben, es würde nicht wehtun. Überrumpelt kam ich der Anordnung nach, mich aufs Bett zu legen. Unsanft tastete sie meinen Bauch ab, rutschte noch etwas tiefer und bohrte mit ihren Fingern in meiner intimsten Körperöffnung herum. Es war mir höchst unangenehm. Am liebsten hätte ich ihr einen Tritt gegeben. Wer hatte ihr gestattet, mich dort unten zu befummeln! Mein Entsetzen steigerte sich noch, als sie verkündete: »Gratulation, Mädchen, du wirst Mama werden! In fünf Monaten etwa wird es soweit sein, denke ich.« Hinter Mutters gefasster Fassade begann es unheilverkündend zu brodeln. Bevor die Hebamme ging, gab sie ihr fünfunddreißig Quetzales. Auch Großmutter, Emilia und Patricia standen mit einem Mal im Raum. Als warte ich auf meine Enthauptung, war ich auf der Bettkante sitzen geblieben. Selbst Salvador und María-José hatten aufgehört zu spielen.

Und auch wenn es wider jegliche Vernunft schien, so freute ich mich doch, in Tino den Vater meines Kindes zu wissen. Dadurch würde ein ewiges, unauflösliches Band zwischen uns existieren. Er wusste von seiner Vaterschaft, tat aber so, als ginge ihn das alles nichts an, wie mir Beba berichtete. Sie selber war nun Mutter eines Säuglings, eines putzigen Jungen.

Wenn man den Angaben der Hebamme Glauben schenken durfte, dann fehlte noch mindestens ein Monat bis zur Geburt meines Kindes. Ob ich sie heute nicht zur Arbeit begleiten wolle, fragte mich Mutter nach dem Frühstück. Etwas Abwechslung würde mir doch gut tun, meinte sie. Auch wenn mir ziemlich mies zumute war, willigte ich ein. Rasch zog ich meiner kleinen Schwester ein sauberes Kleidchen über. Salvador ließen wir bei Emilia zurück. Auf halber Strecke wurde mein Unterleib von einem durchdringenden stechen heimgesucht. Ich biss die Zähne zusammen. Es würde wieder vorübergehen, wie schon öfter in den vergangenen Tagen, hoffte ich. Unser Ziel war ein ansehnliches Haus, gleich an der Ausfahrtstraße nach Guatemala-Stadt. Ein weinrot glänzender Toyota in der Einfahrt ließ auf einigen Wohlstand schließen. In einem Raum mit strahlend weißen Wänden lagen haufenweise Kleider zum Bügeln parat. Das pulsierende Stechen wurde heftiger, also setzte ich mich auf einen kleinen Hocker. Mit flinken Bewegungen ließ Mutter das schwere Bügeleisen über Hemden, T-Shirts und Hosen gleiten; man konnte sehen, dass sie jahrelange Übung darin hatte. Ob es mir gut gehe, fragte sie. Es gehe schon, täuschte ich die Starke vor. Doch schon Sekunden später stieß ich einen kräftigen Schrei aus. Es war, als ramme mir jemand ein scharfes Messer in den Bauch. »Da stimmt doch was nicht«, sagte Mutter und stellte das Bügeleisen beiseite. »Tochter, nun rück schon raus, was genau spürst du?« »Etwas tut mir weh...«, stöhnte ich, »und da ist diese Flüssigkeit, die unten aus mir rauskommt.« »Flüssigkeit? Und seit wann hast du das schon?« »Einige Tage schon.« »Oh Gott, Kind, das ist ja grausig, am besten bring ich dich gleich in ein Krankenhaus.« Allein schon der Gedanke daran flößte mir eine Heidenangst ein, daher antwortete ich gewohnt eigensinnig: »Nein Mama, das geht schon wieder vorüber.« »Red keinen Unsinn, damit ist nicht zu spaßen, das sind vielleicht die Wehen!«, wies sie mich zurecht und erbat sich von der Hausherrin gebrauchte, aber saubere Mädchen-Unterwäsche, die ich mir anziehen musste. Wir ließen alles stehen und liegen und liefen los. Der Gesundheitsposten Palencias betreute keine Geburten, also mussten wir bis in die Hauptstadt fahren. Wir hatten Glück - bei der Ausfallstraße wartete gerade ein Bus mit laufendem Motor auf Passagiere, und wir ergatterten noch zwei freie Sitze gleich hinter dem Fahrer. Die Krämpfe kamen wie (Seite 92) Ebbe und Flut. Ich schloss die Augen und strengte mich an, die Beherrschung über meinen Körper nicht ganz zu verlieren. Tosender Motorenlärm kündete davon, dass wir in die Hauptstraße eingebogen waren. Unser Gefährt stoppte buchstäblich alle hundert Meter, um weitere Fahrgäste aufzunehmen. Es war zum Verrücktwerden! Als wir uns einer Feuerwehr-Station näherten, rief Mutter dem Fahrer »Stopp, stopp!« in den Nacken und zog mich hinter sich her, denn in Guatemala dient die Feuerwehr auch zum Transport von Kranken oder Verletzten. Die gelb behelmten Männer fackelten nicht lange und beförderten mich auf eine Trage, die sie in ein hellgrünes Fahrzeug schoben. Mit Warnlicht stürzten wir uns ins Verkehrschaos. Mit abenteuerlichen Ausweichmanövern bahnte sich der Fahrer einen Weg durch die Autokolonnen. Mutter beugte sich über mich, ihre Hand hielt meine fest. María-José saß neben ihr und guckte mich verschreckt an. Zeit war kein Begriff mehr für mich; Phantasiebilder und Erinnerungsfetzen vermischten sich zu einem skurrilen Film; Schweiß strömte mir aus allen Poren. Der Wagen kam zum Stehen. Die Hintertür flog auf und jemand riss mich samt Trage heraus. Ich sah lange Schlangen von wartenden Menschen. Einige saßen in den Gängen. Gestöhne war zu hören. Eine Gruppe Weißkittel trat in mein Sichtfeld. Wie lange ich diesen Ausfluss schon habe, fragte ein Mann. War das der Arzt? Vier Tage schon, antwortete ich schwach. Mit einem Kugelschreiber fuhr er sich durch das halblange, hellbraune Haar. Das sei gar nicht gut, sagte er unheilvoll. Man schob mich weiter durch Gänge, in denen es ätzend nach Chemikalien roch. Es wurde blendend hell, und die Schmerzen waren schier unerträglich. Gleich darauf überkam mich ein Gefühl der Leichtigkeit, bis alles um mich herum schwarz wurde.

Als ich nach fünfzehn Stunden erwachte, lag ich in einem richtigen Bett. Links und rechts reihten sich weitere Betten mit Frauen, um die herum kleine Besuchergrüppchen standen. Auf einmal sah ich Patricia, Mercy, Emilia und Erika näher kommen, und ein wenig dahinter Erika mit Joel. Meine Hände wurden zärtlich getätschelt, jeder wollte wissen, wie es mir gehe. Auch Mutter war da. »Du hast ein Söhnchen!«, gab sie mir emotionsgeladen bekannt. Der Kleine sei noch ein wenig schwach, daher hätten sie ihn in einen Brutkasten gelegt, doch es gehe ihm gut. Ängstlich verlangte ich, mein Baby sehen zu dürfen. »Dein Junge sieht süß aus«, sagte Patricia, »wir sind gerade alle drüben gewesen und haben ihn uns angeschaut. Hab Geduld, du musst zuerst noch die Arztvisite abwarten.« »Hast du schon einen Namen für den Kleinen?«, fragte Joel. »Anthony«, antwortete ich. »So wie der berühmte Sänger aus Puerto Rico, Marc Anthony? Bist du etwa ein Fan von ihm?«, spaßte (Seite 93) er. Alle mussten lachen, und auch über mein Gesicht huschte ein Lächeln. Großmutter

war nicht gekommen, ließ mich aber grüßen. Schnell war die Besuchszeit zu Ende. Zurück blieben Säcke mit Fruchtsäften und Süßigkeiten.

Umringt von Assistenten ging ein Arzt von Bett zu Bett, bis er auch vor meinem anhielt. Schon seine erste Frage verschlug mir fast die Sprache: »Señorita, nehmen Sie oder Ihr Mann irgendwelche Drogen!« »Wie!«, frage ich, so als sei ich schwerhörig. »Ob Sie oder Ihr Mann Drogen konsumieren!«, wiederholte er etwas unwirsch. »Nein, nicht das ich wüsste«, log ich, ohne mit der Wimper zu zucken. Das sei sonderbar, sagte er, denn in diesem Fall sehe es so aus, als hätte eines der Elternteile - oder beide - über längere Zeit eine toxische Substanz zu sich genommen. Dies führe oft zu Fehl- und Unterentwicklungen am Fötus. Mein Sohn sei aber nur untergewichtig. So wie es aussehe, werde er es schaffen. Eine perplexen Miene war alles, was ich dem Herrn Doktor bieten konnte. Ich sollte also am kränklichen Gesundheitszustand meines Kindes schuld sein! Unweigerlich musste ich daran denken, wie oft ich Alkohol getrunken hatte. Nie hätte ich gedacht, damit mein ungeborenes Baby zu schädigen. Und was Tinos Drogenkonsum anbelangte, diesen konnte ich nicht einmal schätzen. Kaum waren der Arzt und seine Begleiter verschwunden, flog mein löchriges Bettlaken zur Seite. Voller Sorge lief ich barfuß los. Beim Raum des Pflegepersonals wies mir eine übel gelaunte Krankenschwester die Richtung. Ich erreichte ein Zimmer mit vielen halbdurchsichtigen Kästen auf Metallgestellen. An jedem klebte ein handgeschriebener Zettel. Aufgeregt hetzte ich von einem zum anderen, bis ich meinen Namen entdeckte. Sandra Eulalia Lopez. Diese winzige Kreatur da war also mein Sohn! Unbeschreiblich! Ein großer Kopf mit dünnen Ärmchen und Beinchen - fast glaubte man eine rosarote Porzellanpuppe vor sich zu haben. Die Äuglein waren geschlossen, nur der Brustkorb bewegte sich langsam auf und ab. Wie gern hätte ich ihn in meine Arme genommen und um Verzeihung gebeten! Dennoch beruhigt und recht zuversichtlich begab ich mich zurück ins Bett.

Eine schon etwas ältere Frau im Bett neben mir ließ mich an ihrem Erfahrungsschatz teilhaben. Ganze acht Geburten hatte sie schon hinter sich gebracht, darunter eine Zangengeburt und drei per Kaiserschnitt. Was ich da an gruseligen Details zu hören bekam, hätte genügen müssen, mir die Lust aufs Kinderkriegen für immer zu nehmen. Auch mit den Zuständen auf der Geburtsstation kannte sie sich bestens aus. Durch sie erfuhr ich, welches Glück Anthony gehabt hatte, einen der wenigen Brutkästen abzubekommen, die nicht seit Monaten defekt waren. Und sie riet mir, im Toiletten-Raum (Seite 94) aufzupassen. Was sie damit meinte, merkte ich erst, als ich dort war. Nun wurde mir auch klar, woher dieser üble Geruch stammte, der mir schon die ganze Zeit über in der Nase gelegen hatte. Aus zwei Plastik-Kübeln quollen blutige Binden, benutzte Windeln und schmutziges Toilettenpapier. Einiges davon lag auch auf den gräulichen Fliesen verstreut. Ob es hier so etwas wie einen Reinigungsdienst gab? Selbst mir, die ich aus armen Verhältnissen stammte, wurde bei diesem Anblick übel. Auf ähnlichem Niveau bewegte sich auch die Behandlung, welche uns das unmotivierte Pflegepersonal angedeihen ließ. Für diese Leute waren wir Patienten lästige Störenfriede. Wer sich beschwerte, der riskierte angeschrien zu werden. Am dritten und letzten Tag kam Beba. Sie hatte Pfirsiche, Mangos und eine Tüte mit geschnittener Papaya und Wassermelone für mich dabei. Ich bräuchte jetzt viele Vitamine, sagte sie. Wir vermieden es geflissentlich, über Tino zu sprechen, und ahnten nicht, dass keine fünf Minuten später dessen Schwester Rosa neben mir am Bett stehen würde. Sie übermittelte mir Grüße von Doña Dolores und ihrer Schwester Olga. Über ihren Bruder meinte sie nur, der sei eben ein fürchterlicher Starrkopf, da könne man nichts machen. Er sei ja auch erst fünfzehn Jahre alt und somit noch ein völlig unreifer Bengel. Für mich war es jedoch eine enorme Befriedigung, wenigstens von seiner Familie beachtet zu werden.

Dann endlich konnte ich diesen unwirtlichen Ort wieder verlassen. Mein Sohn musste noch bleiben - niemand konnte mir sagen für wie lange. Jeden Morgen fuhr ich zu ihm ins Krankenhaus. In aller Frühe bestieg ich, manchmal in Begleitung von Erika, in Palencia einen brechend vollen Bus, um noch vor acht Uhr dort zu sein. Den Kleinen durch die transparente Kunststoffabdeckung hindurch betrachten zu können, war der Höhepunkt meiner Tage. Nach zwei Wochen war er endlich kräftig genug, und ich durfte ihn mit nach Hause nehmen, wo er von meiner Mutter mit einem wahren Schwall an Liebesbezeugungen empfangen wurde. Ich konnte nur staunen. Auch Joel zeigte sich wieder von seiner besten Seite. Er liebte es, sich mit dem Jungen zu beschäftigen, ihn herumzutragen und Grimassen für ihn zu schneiden. Er nannte ihn »meinen Sohn«, so vernarrt war er in ihn. Einen solch tollen Vater hätte ich mir wirklich für Anthony gewünscht. Selbst Babykleider kaufte er ihm, zum Beispiel einen hellblauen Strampelanzug. Wenn der Kleine noch etwas brauche, dann solle ich es nur sagen, bot er mir an.

An mir nagten Selbstzweifel. Was sollte nur aus mir werden? Nun hatte ich ein Kind zu versorgen, war ohne eine Ausbildung und besaß so gut wie nichts. Mutter, die sich darüber sehr wohl im Klaren war, zeigte bald ihre pragmatische Ader. Für mich sei es zwar ein Segen, Tino nicht mehr am Hals zu haben, aber (Seite 95) dessen ungeachtet müsse dieser Fiesling für seinen Sohn geradestehen. Kinder zu zeugen und so zu tun, als

gehe einen das nichts an, das sei nicht akzeptabel. Empört lehnte ich ihr Vorhaben ab. Aber hinter meinem Rücken schaffte sie es irgendwie, ihn zu uns zu zitieren. Tino vor unserem Häuschen ankommen zu sehen, brachte mein Herz zum Stillstand. Erhobenen Hauptes blieb er wenige Meter vor dem Eingang stehen. Mit Anthony auf dem Arm stand ich im Türrahmen, er warf uns einen flüchtigen Blick zu, seine Augen flirrten eigenartig. Mutter gab sich sichtlich Mühe, ihre abgrundtiefe Antipathie im Zaum zu halten, was ihr aber nicht ganz glückte. Sie habe mir immer eingeschärft, mich nicht mit triebhaften, verantwortungslosen Jungs einzulassen, sagte sie. Leider seien viele Töchter dickköpfig und glaubten, immer alles besser zu wissen. Doch dieser süße Fratz hier sei nun einmal auf der Welt, daher sei es auch nur recht und billig, wenn Tino, als sein Erzeuger, für ihn aufkomme. Dieser machte eine abweisende Handbewegung. »Shit, Señora, was zum Teufel wollen Sie von mir! Ich checke gar nicht, was Sie da labern. Sie haben den Falschen am Stecken, damit hab ich nichts am Hut, ist das klar!« Noch bevor Mutter explodieren konnte, zottelte er breitbeinig davon. »Da siehst du, was für ein Mistkerl das ist«, sprach sie wütend, »nun bestreitet er sogar, der Vater dieser armen Kreatur zu sein! Dieser Schurke wird nie Verantwortung zeigen, am besten vergisst du diesen gottverdammten Idioten!« Auf mich wirkte Tinos Verhalten wie eine erneute kalte Dusche - die noch kaum verheilten Wunden in mir brachen wieder auf. Wie konnte er seinen eigenen Sohn verleugnen! Wenn er von mir nichts mehr wissen wollte, wenn er mich nie geliebt hatte, dann konnte ich das ja noch akzeptieren. Aber sein eigenes Fleisch und Blut verleugnen! Von Beba wusste ich, dass er und Antonieta sich wieder getrennt hatten. Freilich war das jetzt nur ein schwacher Trost.

Im Oktober, dem letzten Monat der Regenzeit, wurden die Temperaturen spürbar frischer. Am Tag pendelten sie zwischen angenehmen zwanzig und siebenundzwanzig Grad, nachts sanken sie manchmal unter zehn Grad. An einem Vormittag drangen Schreie aus dem Haus der Großeltern an unser Ohr. Mutter und ich befürchteten das Schlimmste und fegten den Pfad hinauf. Als wir ins Haus traten, sahen wir Großmutter in einer Umarmung mit einer fremdartig gekleideten Frau. Als Nächste versank auch Mutter mit einem Aufschrei in den Armen dieser Unbekannten. Erst da wurde mir bewusst, dass dies meine Tante Martina sein musste. Selbst Opa zeigte Emotionen, was selten war. Nach einer Weile betrat Mercy völlig außer Atem den Raum. Ganze dreizehn Jahre hatte sie ihre Mutter nicht mehr gesehen. Unter (Seite 96) schmerzbeladenem Geheul drückten sie sich minutenlang. Schließlich nahm Martina auch noch mich an ihre opulente Brust.

»Mein Gott, Sandra, bist ja schon fast eine junge Frau! Ich hab dich noch als kleines, schüchternes Mädchen in Erinnerung«, sprach sie lachend. Ihr mit blondierten Strähnen durchzogenes Haar war perfekt gewellt, sie trug elegante Kleidung und duftete nach teurem Parfum. Doch ihre Gesichtszüge verrieten eine verblüffende Ähnlichkeit mit denen ihrer Schwestern. Stunden später kam ihre zweite Tochter Myrna aus der Hauptstadt herbeigeeilt. Noch einmal wiederholten sich dieselben gefühlsbeladenen Szenen. Bald hatte sich unsere gesamte Großfamilie versammelt, um diesen besonderen Gast zu begrüßen und zu bestaunen. Die Großeltern stellten Martina das beste Zimmer im Haus zur Verfügung. Viele Abende lauschten wir gebannt ihren lebendigen Erzählungen von all ihren Erlebnissen in den USA. Abgerackert hatte sie sich, als Putzfrau, Kellnerin und in Fabriken, ohne eine gültige Aufenthaltserlaubnis, in jahrelanger Furcht vor der »Migra«, der US-Einwanderungsbehörde. Nie hatte sie jedoch ihre Töchter und uns, ihre Familie, vergessen. Vor einer Woche hatte sie sich mit dem Bus aufgemacht, quer durch die USA und Mexiko, mit einem Minimum an Gepäck. Zwei Koffer hatte sie noch vor ihrer Abreise bei einem Kurierdienst aufgegeben. Diese Gepäckstücke lagen nun vor uns auf dem Tisch. Das auffälligste Mitbringsel war ein wuchtiger Stereo- Kassettenrekorder mit Platz für vierundzwanzig CDs. Für jeden von uns hatte sie ein Geschenk. Mir hatte sie eine schicke, kuschelige, blaue Strickjacke mitgebracht.

Kaum eine Woche nach Martinas Ankunft, wir hatten gerade zu Mittag gegessen, kehrte Erick ungewöhnlich früh von der Arbeit zurück. Schwer alkoholisiert ließ er sich auf einen Stuhl fallen und setzte zu seinen altbekannten Quengeleien an. Ganz offenkundig wollte er einen Streit vom Zaun brechen, koste es, was es wolle. Das war nichts Neues. Aber die Zeiten, in denen Mutter ihm unterwürfig alles hatte durchgehen lassen, gehörten längst der Vergangenheit an. »Halt doch deine Klappe, ich will nichts hören, geh besser pennen«, konterte sie mutig. Ich ahnte, was nun folgen würde, und legte Anthony in die hinterste Ecke des Bettes. Als ich mich umdrehte, rammte ihr Erick gerade seine Faust ins Gesicht. Sie wankte und wäre fast nach hinten umgekippt, konnte sich aber noch fangen. Ihr Körper nahm die Stellung einer angriffslustigen Wildkatze an. »Jetzt reicht's mir, du Idiot!«, überschlugen sich ihre Worte, »Ich ertrage es nicht länger, von dir misshandelt zu werden, ich hab die Schnauze gestrichen voll! Warum haust du nicht endlich ab und lässt uns in Frieden!« Er setzte zur nächsten Attacke an. »Du verdammte Hure!«, (Seite 97) brüllte er, »Ich werd dir eintrichern, dass man seinen Mann zu respektieren hat!« Sein Hieb traf ins Leere, aber es entwickelte sich ein Ringkampf, bei dem Mutter den Kürzeren ziehen musste, da er wesentlich kräftiger gebaut war. Brutal schleuderte er sie gegen die Wand, wobei er selber das Gleichgewicht verlor und gegen den Kleiderschrank

prallte, dessen Spiegel laut zersplitterte. »Rühr meine Mutter nicht an!«, schrie ich, so laut ich konnte. Er rappelte sich wieder auf. Er ignorierte mich und bewegte sich auf den eingeschalteten Fernseher zu, den er, als handle es sich um eine Attrappe, Mutter entgegenschleuderte. Das schwere Gerät streifte sie an der Schulter, bevor es klirrend und weißliche Funken sprühend neben ihr auf den Boden krachte. »Misch dich da nicht ein, Sandra!«, fauchte sie mir zu. María-José hielt sich ängstlich an meinen Beinen fest. Der Tumult hatte Patricia und Martina alarmiert, die in den Raum gestürmt kamen. Martina hielt eine kleine Sony-Video-Kamera, mit der sie zu filmen begann. Mit einem einzigen Hieb schlug ihr Erick das Gerät aus den Händen, wobei er sie am Kinn verletzte. Wie aus dem Nichts tauchte der vierzehnjährige Pedro auf. Seine Hände umschlossen einen dicken Holzknüppel, den er seinem Stiefvater mit beherzter Wucht von hinten über den Schädel zog. Ein dumpfes Geräusch, und Erick sackte in sich zusammen.

»Raus, alle raus hier!«, rief Patricia, als handle es sich um ein Erdbeben. Ich beeilte mich, meinen Sohn zu schnappen, da stockte mir der Atem. Auf seinem blauen Hemdchen klebten große Blutspritzer! Hektisch suchte ich den kleinen Körper ab, konnte aber keine Blessuren feststellen. Mein Blick fiel auf den zerborstenen Spiegel gleich nebenan. Das Blut musste von Erick stammen, der sich wohl daran verletzt hatte. Draußen sammelten wir uns alle. Mutter hatte blutende Hautabschürfungen im Gesicht, am Hals und an den Armen. »Bernarda, wir müssen die Polizei verständigen, wer weiß, was dieser Verrückte sonst noch anstellt«, forderte Martina, deren Kinn einen Riss davongetragen hatte. »Wie kannst du es nur mit so jemandem aushalten!« »Ich hab diesen Kerl wirklich mehr als satt, glaub mir das«, seufzte Mutter. »Wenn er nicht der Vater meiner jüngsten Kinder wäre, dann hätte ich ihn schon längst zum Teufel geschickt.« Ihre Schwester winkte ab. »So kannst du doch nicht weiterleben, mit einem Mann, der dich derart attackiert! So einer wandert in den USA hinter Gitter!« »Ja, Martina, dort mag das so sein, aber wie du weißt sind wir hier in Guatemala, wo das nicht so einfach ist.« Großvater hatte sich mit einer Machete bewaffnet, Großmutter brach in lautes Gejammer aus. Es wurde entschieden, zum Polizeiposten zu gehen. Auch ich lief mit. Ein Beamter hörte sich uninteressiert alles an, während er (Seite 98) gemächlich ein leeres Blatt Papier in seine mechanische Schreibmaschine einspannte. »Namen?« Mit beiden Zeigefingern tippte er langsam die Antwort. »Genaue Adresse und Alter?« Als er auch noch Mutters Geburtsort wissen wollte, wurde es ihr zu viel: »Entschuldigen Sie, Herr Offizier, aber das hier ist ein Notfall, mein Mann könnte noch mehr Menschen in Gefahr bringen, Sie müssen schnellstens etwas unternehmen!« Er zog seine buschigen Augenbrauen nach oben. »Ist er denn bewaffnet?« »Nein, das nicht, aber er ist auch so gefährlich. Schauen Sie nur, was er mit mir gemacht hat!« Der Uniformierte schien unempfänglich für solche Argumente: »Señora, Sie müssen verstehen, Fälle von familiärer Gewalt erhalten wir hier zuhauf, aber ohne einen richterlichen Beschluss dürfen wir ihr Anwesen nicht betreten, damit würden wir gegen das Gesetz verstoßen.« Nun war es Martina, die sich nicht länger zurückhalten konnte: »Herr Offizier, bei allem Respekt, aber das, was Sie da sagen, ist doch völlig absurd! Sie sind doch dazu da, die Menschen zu beschützen!« Dies zeigte endlich Wirkung. Der Mann erhob sich vom Stuhl und verschwand im Nebenraum. Nach einer Minute kam er mit drei Kollegen zurück. »Die hier werden mit Ihnen gehen«, sagte er. In zwei Polizeifahrzeugen fuhr man uns zurück. Großvater schilderte den Beamten kurz die Situation. Danach hielt sich Erick unten im Häuschen verschanzt. Mit schussbereiten Waffen pirschten sich die Polizisten an das Haus heran und forderten ihn durch lautes Rufen auf herauszukommen, was er dann auch schnell tat. Verwirrt und mit einer blutenden Platzwunde am Hinterkopf ließ er sich in Handschellen abführen. Mutter ging mit meinen Tanten noch einmal zum Posten, ich aber machte mich schon einmal daran, die Spuren des Kampfes zu beseitigen. Es sah aus wie auf einem Schlachtfeld: überall Blutspritzer und Scherben. Vor dem örtlichen Friedensrichter musste sich Erick schriftlich dazu verpflichten, uns künftig nicht mehr zu behelligen. Im Gegenzug wurde auf eine Strafanzeige gegen ihn verzichtet.

Für Mutter war es der Schlusspunkt unter einen stürmischen Lebensabschnitt. Endlich waren wir diesen launischen Grobian los, der uns das Leben vermiest hatte. Leider hielt er sich nicht immer an die richterlichen Vereinbarungen. Mal reumütig und um Vergebung bittend, dann wieder als streitsüchtiger Saufbold, kreuzte er bei uns auf. Mutter baute sich dann mit einer Machete in der Hand vor ihm auf, was für gewöhnlich genügte, damit er wieder von dannen zog. Auch lehnte er es zunächst ab, für seine Kinder Alimamente zu bezahlen. Daher reichte sie vor einem Familiengericht in der Hauptstadt eine Klage auf Unterhaltszahlungen ein. Mit Erfolg. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten kam ihr Ex seinen finanziellen Verpflichtungen mehr oder weniger pünktlich nach.

1998 -1999

## DER SPRUNG INS UNGEWISSE

Seite 102

Meine Überlegungen kreisten nur noch um die Frage, wie ich am besten von Zuhause wegkommen konnte. Tino für ein Zusammenleben zu gewinnen, erwies sich aber als weitaus kniffliger als gedacht. Bisher hatte er kaum Verantwortung gekannt, weder für sich selber und schon gar nicht für eine Frau mit Kind. Doch gleich wie, ich musste ihm die Idee schmackhaft machen. »Bei meiner Alten halte ich es einfach nicht mehr aus. Du, Schatz, ich sehne mich danach, immer bei dir sein zu können, so wie eine richtige Familie. Du brauchst doch auch jemanden, der für dich kocht und dir deine Kleider wäscht, nicht wahr?« »Ach, ich weiß nicht, werde mal sehen«, antwortete er ausweichend. Ich hatte auf etwas mehr Enthusiasmus gehofft. Ging ihm das alles zu schnell? Erst nach einigem Drängeln stimmte er schließlich zu.

Ein wenig bekam ich nun dennoch ein schlechtes Gewissen. Meine Mutter hatte in letzter Zeit alles für mich und Anthony getan, der ihr sehr ans Herz gewachsen war. Doch ich könnte sie ja besuchen gehen, sobald sich ihre Empörung erst einmal gelegt haben würde. In aller Frühe, nachdem sie zur Arbeit gegangen war, schickte ich Salvador und María-José unter einem Vorwand hinauf zu Emilia. Überhastet quetschte ich einige meiner Kleider und Babysachen für Anthony in eine grüne Sporttasche, griff mir meinen Jungen und machte mich wie eine Diebin davon. Tino wartete schon an der verabredeten Stelle auf uns. In den Händen hielt er eine alte Schrotflinte. Was er damit wolle, fragte ich etwas verwundert. Man wisse ja nie, sagte er.

Bisher hatte er bei seiner Mutter gehaust. Deren Hütte verfügte aber lediglich über einen einzigen bewohnbaren Raum, daher hatten sich Olga und Rosa bereit erklärt, uns aufzunehmen. Aber auch ihr Häuschen war mit zwei Zimmern äußerst beengt. Das eine nutzten sie als Wohnraum und Küche, das andere als Schlafzimmer. Dort errichtete Tino nun eine Trennwand aus einer alten Strohmattmatratze und einem Sammelsurium verschieden langer Bretter. In die Ritzen und Zwischenräume stopfte ich Zeitungspapier. Aus Holz und Blech bastelte er uns dann noch eine eigene Zimmertür. Im so entstandenen Raum war kaum genug Platz für sein schmales Metallbett und eine fast gänzlich mit Abziehbildchen beklebte Kommode, auf die er einen kleinen (Seite 103) Farbfernseher stellte. Sein ganzer Stolz aber war ein wuchtiger Kassettenrekorder mit Radio, dessen separater Lautsprecher groß genug war, um uns als Tischchen zu dienen. Licht spendete ein etwa fünfundzwanzig Zentimeter hohes und breites Fenster ohne Glasscheibe mit einem Fetzen Stoff als Gardine. Auf dem gesamten Areal gab es leider kein fließendes Wasser. Es musste von einem Nachbargrundstück geholt werden. Diese Aufgabe fiel vom ersten Tag an mir zu. Für alle Bewohner existierte auch nur ein einziges Plumpsklo, gleich neben der Bude von Rau!

Trotz dieser Widrigkeiten wirkte mein neues Heim wie ein Märchenpalast auf mich, in dem ich endlich mein Liebesglück würde genießen und ausleben können. Die ersten Nächte waren denn auch ein Feuerwerk der Leidenschaften, in denen ich nicht müde wurde, Tinos athletischen Körper zu liebkosen und mein Gesicht in sein struppiges Haar zu tauchen. Wir hatten guten Sex, wobei ich selbst seinen Schweißgeruch als das edelste Parfum wahrnahm. Mit seiner Wortkargheit und Ruppigkeit war ich schon vertraut, sie steigerten nur noch mein Bedürfnis, ihm mit jeder Berührung das Ausmaß meiner Liebe zu beweisen. Er war mein großer, stolzer Held. Tino kannte keinen geordneten Tagesablauf, bei ihm kreiste alles um seine Homies, wie er seine Freunde nannte. Viele kannte ich schon, wie Lee- Vice, Pelón, Smokey und einige mehr. Bisweilen hielten sie sich bei einer niedrigen Mauer auf, gleich neben dem Häuschen seiner Mutter. Dann wieder konnten sie für Stunden unauffindbar bleiben. Nie sagte er mir genau, wohin er ging oder was er tat. Ich wusste nur, dass er unter anderem mit Marihuana handelte, so wie ich es früher ja selber getan hatte. Ich blieb immer mit Anthony zuhause. Tino kam immer nur kurz, vor allem wenn er hungrig war. Nie gab er mir Geld. Unsere Nahrungsmittel erhielt ich von seiner Mutter. Das Essen bereitete ich draußen im Freien zu, bei einer mit Wellblech überdachten Feuerstelle. Zwar besaßen Olga und Rosa einen zweiflammigen Gaskocher, doch wollte ich ihnen nicht noch mehr zur Last fallen. Feuerholz konnte ich in der Nähe ja zur Genüge finden. Seine Mutter und die beiden Schwestern mitsamt ihren Kleinkindern brachen immer kurz vor vier Uhr in der Früh auf, um rechtzeitig mit einem Bus die Hauptstadt erreichen zu können. Dort betrieb Doña Dolores einen eigenen Verkaufsstand, der es ihr bisher ermöglicht hatte, ihre Familie auch ohne männlichen Rückhalt zu ernähren. Erst am frühen Abend kamen sie zurück. Tino hatte noch eine dritte Schwester. Evangelica. Mit ihrem Mann und den Kindern lebte sie in einem nahen Dorf. Und da auch sie als Marktfrau arbeitete, brachte sie mir oft ihre sechsjährige Tochter Cindy, damit ich auch auf sie aufpasste. Ein aufgewecktes Mädchen mit kirschgroßen, schwarzen Kulleraugen, das ich sofort in mein Herz schloss.

1999

## MEHR ALS DUMME JUNGENSTREICHE

Seite 111, 119 und 121

Jeder Schritt über den steinigen Feldweg verursachte mir Qualen. Die blau-rötlichen Striemen auf meinen Körper hatte ich unter einer Strickjacke und Jeanshosen verborgen. Den in ein beigefarbenes Wolltuch eingewickelten Anthony trug ich auf meinen Armen.

»Diesen verflochtenen Hurenfraß rühr ich nicht an, immer diese verschissenen Bohnen! Wofür geb ich dir eigentlich Kohle, du dumme Schlampe?«, hatte Tino am vorigen Abend über das Essen gemeckert, um dann prügelnd auf mich loszustürzen. Olga war mir zu Hilfe geeilt und hatte Schlimmeres verhindert. Von welchem Geld hatte er da geredet? Er gab mir doch so gut wie nie welches! Hatten wir bisher zu Essen gehabt, dann nur dank Doña Dolores. War er nun ganz übergeschnappt, oder hatte er einfach nur nach einem Anlass für seine Gewaltausbrüche gesucht? Sobald er am Morgen gegangen war, hatte ich unser Kind genommen und war losgelaufen, erfüllt von Angst und Verzweiflung. Zu warten hätte bedeutet, den Entschluss womöglich schon wieder umzustoßen. Und in der Tat, während ich an einer tiefgrünen Kürbispflanzung vorbeieilte, beschlichen mich erste Zweifel. Diese Flucht war doch nichts anderes als das Eingeständnis, dass meine Träume und Sehnsüchte kläglich gescheitert waren! Da lagen sie in einem großen Scherbenhaufen vor mir. Mit ihren Warnungen hatte Mutter also recht gehabt. Es würde unser erstes Wiedersehen nach all den Monaten werden. Endlich gab die ausladende Vegetation die Sicht auf ihr Haus frei, vor dem meine Brüder Salvador und Marlon herumsprangen. Jauchzend meinen Namen rufend sausten sie auf uns zu und umarmten mich. Mutter wurde durch das Freudengeschrei nach draußen gelockt. Sie zauderte kurz, bevor auch sie uns fest umschlang. »Tino, Tino ...«, winselte ich, sie aber sagte resolut: »Sandra, hatte ich dich nicht tausendmal vor diesem Bastard gewarnt, aber du wolltest ja nie auf mich hören.« Wie sehr ich meine Geschwister vermisst hatte, wurde mir erst jetzt bewusst. Auch María- José wich nicht von meiner Seite. Bei mir aber machte sich ungeachtet aller Wiedersehensfreude trübe Weltuntergangsstimmung breit. Ich war ausgezogen, um mir meine Welt des Glücks zu erobern, und kehrte nun als ein Häufchen Elend zurück. Matt und mutlos saß ich wenig später im Haus der Großeltern. Emilia stellte mir chinesische Nudeln und (Seite 112) heiße Tortillas hin, ich aber nippte nur gramvoll an einer Tasse Kaffee. Zeit zum Erholen wurde mir nicht gegönnt.

»Sandra, draußen ist dieser Tino, der will mit dir reden.« Pedros Worte trieben Schockwellen durch mein Gehirn. »Du willst doch nicht etwa mit diesem Hundesohn sprechen!«, wollte mich Großmutter noch zurückzuhalten. Ohne Erfolg. Vorsichtshalber war Tino draußen beim Weg stehen geblieben. Während ich auf ihn zuing, glaubte ich eine Mischung aus Zorn und Reue auf seinem Gesicht zu erkennen. »Scheiße, was ist los mit dir, wie konntest du dich einfach so verdrücken, tickst du nicht ganz richtig!«, schimpfte er, kaum stand ich vor ihm. »Aber Schatz, du weißt doch genau warum. Schau nur, was du mir angetan hast«, sagte ich und zog den Ärmel meines Jäckchens etwas nach hinten, damit er die Striemen und Flecken auf meinen Armen besser sehen konnte. »Okay, Schatz, das war verdammte Kacke«, gab er zu, »aber warum musst du mich auch immer reizen!« »Das tu ich doch gar nicht, und schon gar nicht absichtlich. Tino, du musst lernen, dich zu beherrschen! Ich liebe dich doch!« »Ja, mein Schatz, es wird auch nicht wieder vorkommen, ich schwör es dir«, sprach er schon merklich ungeduldig. »Aber jetzt bau keinen Scheiß mehr, du kommst mit mir zurück!« Dies war keine Bitte, sondern ein Befehl. Zwischen Liebe und Vernunft in meinem Inneren tobte eine erbitterte Schlacht.

Ich war schon dabei nachzugeben, da brauste Mutter heran wie eine Furie. »Du elende Missgeburt, wie kannst du es wagen, hier aufzukreuzen!«, feuerte sie ihre Worte wie Giftpfeile auf ihn ab. »Ein stinkender Auswurf bist du, mehr nicht, du und deine verkommene Sippschaft!« Er tat einen halben Schritt zurück, aber seine Miene blieb völlig ungerührt. Drohend fuchtelte Mutter mit ihren Fäusten - noch war sie nicht fertig mit ihm. »Jetzt spitz mal deine ungewaschenen Ohren, du kleiner Fixer! Solltest du meiner Tochter noch einmal ein Haar krümmen, dann bekommst du es mit mir zu tun! Und nun beweg deinen Arsch und mach, dass du von hier verschwindest!« Er zeigte ihr den Stinkefinger und schlenderte betont lässig davon. Verwirrt und innerlich völlig zerrissen blieb ich zurück.

Von allen Seiten kamen gut gemeinte Ratschläge. Ich könne doch unmöglich wieder zu diesem Saukerl zurückwollen. Ich solle auch an mein Kind denken. Ein Mann, der seine Frau schlägt, der sei keinen Cent wert. Den meisten Druck übte Mutter aus: »Wie sehr hätte ich mir etwas Besseres für dich gewünscht und nicht, dass du Ähnliches durchstehen musst wie ich früher. Tochter, bleib doch hier bei uns, ihr habt es wirklich nicht nötig, bei diesem Unmenschen zu leiden!« Aber angesichts meiner Liebesgefühle waren (Seite 113) diese Mahnungen umsonst. Tino hatte sich doch entschuldigt und wollte sich bessern. Ja, er tat mir sogar leid! Er brauchte mich doch! In Wirklichkeit waren die Würfel längst gefallen. Unter den verständnislosen Blicken meiner Familie verabschiedete ich mich nach zwei weiteren Tagen wieder.

Zu Beginn machte es tatsächlich den Anschein, als gedenke Tino seine Versprechen wenigstens zum Teil einzuhalten. Aber schon bald rutschte ihm die Hand aus, und kurze Zeit später war wieder alles beim Alten. Mit seinen Homies dürfe ich nur das Nötigste sprechen, bläute er mir regelrecht ein. Das war einfacher gesagt als getan, denn nun lebten sie ja mitten unter uns.

Zwischen den verschiedenen Cliques der Mara Salvatrucha in Guatemala bestanden rege Kontakte, und so erschienen zu einem ihrer Treffen im Haus von Doña Dolores auch zwei mir völlig unbekannte, Furcht einflößende Gestalten mit farbigen Tätowierungen auf allen sichtbaren Körperstellen. Selbst ihre Gesichter hatten sie nicht ausgespart. Auch Lee- Vice, Sleepy, Pelón, Smokey, Gato und noch einige andere waren da. Im Kreis saßen sie auf dem nackten Fußboden und unterhielten sich lautstark. »Sandra, besorg uns was zu mampfen«, wies mich Tino an. Ich kaufte warme Tortillas und erhitzte danach bei der Feuerstelle mit Reis vermischte, pürierte schwarze Bohnen. Als ich wieder in den Raum trat, hatte sich dieser mit dickem Marihuana-Rauch gefüllt. Es ging laut und lebhaft zu. Ich reichte jedem Anwesenden einen handgroßen Plastikteller mit einem Häufchen Bohnen und drei Tortillas. »Geh jetzt in unser Haus und bleib dort«, befahl mir Tino gebieterisch. »Ich ruf dich dann, falls wir noch was brauchen.« Brav gehorchte ich. Dort musste ich dann mit meinem Sohn warten, bis ihre Zusammenkunft geendet hatte.

Solche Treffen der Clique gab es nun öfter bei uns. Einmal wagte ich es, Tino unter vier Augen eine aus meiner Sicht recht harmlose Frage zu stellen. »Liebling, was hat es eigentlich mit diesem ganzen Salvatrucha-Scheiß auf sich? Ich versteh das nicht ganz.« Er starrte mich an, als hätte ich Gott gelästert. Dann ergriffen seine Finger einer Eisenklaue gleich mein zartes Handgelenk. »Verfickte Hurenscheiße! Bist du total bescheuert?« Sein Gesicht hatte den Ausdruck eines Geistesgestörten, es näherte sich dem meinen bis auf wenige Zentimeter, ich spürte seine feuchte Aussprache auf meiner Haut. »Fuck, wie kannst du es nur wagen, dich über diesen Namen lustig zu machen? So was darfst du nie wieder tun, nie!« »Ja, Schatz, ich werd es nie wieder tun, ich schwöre es«, gelobte ich voller Panik, aber schon prasselten Fäuste und Fußtritte auf mich ein. Ich ließ mich aufs Bett fallen und hielt mir schützend die Arme vor den Kopf. Nach einer gefühlten Ewigkeit erklang eine kräftige weibliche Stimme. »Weg von ihr, du Idiot, lass sie in Ruhe!« Olga griff sich den weinenden Anthony.

Seite 119

Aracely habe sich an einem heiligen Symbol der Mara Salvatrucha vergangen, ein Frevel, der gesühnt werden müsse. Und man werde auch Black bestrafen, denn als ihr Mann trage er Mitverantwortung für ihr schweres Vergehen. Auf ein Zeichen hin stürzten sich die Fremden auf die Beschuldigten und traktierten sie mit Fußtritten und Schlägen. Die Bestrafung wollte kein Ende nehmen, selbst als die Opfer schon sich krümmend dalagen, prasselten weiter Schuhsohlen und Fäuste auf sie nieder. Nur ein weibliches Stöhnen war zu vernehmen. Wehren durften sie sich nicht, sonst hätte ihnen noch weit Drastischeres geblüht. Mir wurde flau im Magen. Zurück in unserem Zimmer, gab mir Tino eine knappe Erklärung. Der zufolge hatte Aracely die Buchstaben MS auf ein Stück Papier gemalt, danach aber mit dicken Strichen M 18 darüber gepinselt. Ihr eigener Bruder gehörte dieser gegnerischen Bande an. Zu ihrem Pech war sie dabei von jemandem beobachtet und auch gleich denunziert worden. Mit den Symbolen der MS 13 spielte man besser nicht! Hier ging es nicht um harmlose Jungenstreiche, wie ich früher geglaubt hatte, nein, das alles war tödlicher Ernst!

Smokeys Verbrauch an Marihuana war atemberaubend. In einer Schachtel unter dem Bett hielt sich Tino immer einen ansehnlichen Vorrat an Joints. Ab und zu stibitzte ich ein oder zwei Stück, die ich dann sorgfältig verbarg. Hatte ich ein Dutzend beisammen, übergab ich sie einem strahlenden Smokey. »Mann, einfach saugeil, danke! Wenn du mal einen Gefallen brauchst, na du weißt schon«, bedankte er sich dann jeweils überschwänglich. Mir aber ging es gar nicht um eine Gegenleistung. Das Verlangen danach, ihm zu helfen, entsprang einer ehrlichen Zuneigung. Ich mochte ihn einfach.

Ich weiß nicht mehr, welcher Monat es war, aber von heute auf morgen verschwand der berüchtigte Lee-Vice von der Bildfläche. Rosa hörte ich sagen, er sei abgehauen, zurück in die USA. Pelón riss die Führung der Clique an sich und wartete sogleich mit einer positiven Neuerung auf, was uns Frauen betraf. Jedem Bandenmitglied sei es strikt untersagt, grundlos seine Braut zu schlagen, ordnete er an. Wir wurden sogar ermutigt, uns direkt an ihn zu wenden, sollte einer unserer Männer sich nicht an dieses Gesetz halten. Tino wagte es nicht, offen Widerspruch zu äußern. Zurück in unseren eigenen vier Wänden machte er mir jedoch sogleich klar: »Dass du mir nicht auf die verkackte Idee kommst, Pelón irgendeinen Scheiß zu erzählen, ich warne dich!« Wie unnötig dieser Einschüchterungsversuch doch war. Nicht einmal im Traum hätte ich mich getraut, ihn anzuschwärzen. Schon einige Male während seiner brutalen Prügelattacken hatte er mich Todesangst spüren lassen. Ich hatte wirklich gedacht und gefühlt, er sei kurz davor, mich zu töten. Diese Momente der absoluten Ohnmacht, das Gefühl zu sterben, lassen sich durch keine Worte auch nur annähernd beschreiben.



Auf seinem massigen Oberkörper befand sich ein Wirrwarr von Formen und Figuren. Über dem Wanst stand in großen, verschnörkelten Buchstaben: LA VIDA LOCA. Dieses »verrückte Leben« war ein heiliger Leitsatz der Mara Salvatrucha. »Wow«, sagte ich aufrichtig beeindruckt, worauf er befriedigt schmunzelte. Für ihn zeichnete ich die schwarze Billardkugel mit der Nummer acht. Diese Zahl steht für die acht Komponenten, die das Dasein eines Mareros ausmachen: das Töten, Frauen, Geld, lasterhafte Vergnügungen, Gefängnis, Krankenhaus, das eigene Leiden und der Tod. Um die Kugel herum erschuf ich filigrane Schnörkel. Nur um seine Reaktion zu sehen, schaute ich kurz auf zu ihm. Die fertige Arbeit nahm er an sich, sagte »Danke, cool!« und ging.

Weit mehr Vertrauen hatte ich zu Black. Die Abreibung durch seine eigenen Homies hatte er gut überstanden. Wenn ich Talent fürs Zeichnen hätte, dann könne ich auch tätowieren, spornte er mich an. Ich solle es mal probieren, er würde es mir zeigen. Sehr gerne hätte ich diese Einladung angenommen, wusste aber, dass mir Tino dies niemals erlauben würde. Anders als seine Homies suchte er nie meine künstlerische Hilfe für seine eigenen Körperbemalungen. Die Salvatruchas bezeichnen ihre Tattoos als *Halucines*, eine Wortschöpfung, die wohl mit dem Wort »Halluzinationen« verwandt ist. Sie sind ein Statement. Wer sie trägt, ist für immer markiert, hat sich bewusst von der Gesellschaft abgesondert. Sie sind aber auch eine in die Haut geritzte Anzeigetafel für Träumereien, Ängste und Drohungen. Auch Joel, der nicht zur Bande gehörte, wusste, wie man eine Tätowiermaschine handhabte. Hin und wieder assistierte er Black bei seinen Arbeiten, obschon er selbst nicht tätowiert war. Die Sekundarschule hatte er nun erfolgreich beendet, bislang aber noch keinen dauerhaften Job gefunden. Da erging es ihm wie den meisten Jugendlichen in Palencia.

Selbst in den Zeichnungen, die ich für mich selber anfertigte, verarbeitete ich meine bedrückenden Lebensumstände. Einmal ließen meine Finger ein adrettes Häuschen entstehen, welches von gigantischen roten und gelben Tulpen eingerahmt wurde. Gleich davor standen ein viertüriges blaues Auto und eine Frau mit langen, schwarzen Haaren, die ein Baby in ihren Armen hielt und etwas finster dreinblickte. Ganz alleine, draußen am rechten Rand, nahm noch eine männliche Gestalt Form an. In ihrer Hand hielt sie ein überdimensionales Gewehr, das größer war als sie selber. Aber halt, diesem Mann fehlte das halbe Gesicht, ja sogar ein Teil des Körpers! Und der Frau liefen auf einmal übergroße schwarze Tränen aus den Augen. Irgendetwas bewegte mich dazu, Tino diese Zeichnung zu zeigen. Nach wenigen Sekunden zerfetzte er sie. »Was soll dieser verkackte Bockmist?«, polterte er. Nur knapp entging ich einer schmerzvollen Züchtigung. Zweifelsfrei hatte er sich darauf wiedererkannt, und uns, seine Familie.

2000

## DER TÄGLICHE ALPTRAUM

Seite 123-125

Was ich von den Gesprächen aufschnappte, die Tino mit seinen Kumpels führte, genügte mir, um zu wissen, dass sich ihre Geschäfte um harte Drogen, Schutzzahlungen und Waffen drehten. Im Frühjahr des Jahres 2000 berieten sie sich an ihrem Treffpunkt in der Behausung von Doña Dolores. Es wurde wild diskutiert, geflücht, gejöhlt, geraucht, gerülpst und gesoffen. Unzählige Bierflaschen standen neben ihnen auf dem Zementboden. Wieder musste ich etwas zu essen zubereiten und die Rolle einer Serviererin übernehmen. Mehrfach konnte ich die Worte »Mara 18« und »Leñazo« heraushören. Leñazo bedeutet soviel wie »Knüppelschlag« und war der Spitzname eines Burschen, der eigentlich Victor Mijangos Fajardo hieß. Ich kannte ihn noch von der Schule. Tinos Clique verdächtigte ihn, der Mara 18 anzugehören, was eine äußerst bedrohliche Anschuldigung war. Die Mara 18 hatte bisher in Palencia noch nicht so richtig Fuß fassen können, und nach Ansicht ihrer Erzfeinde von der Mara Salvatrucha sollte dies auch so bleiben. Die Lage verschärfte sich dramatisch, als Gato bei einer Busfahrt schwer verwundet wurde, anscheinend von Mitgliedern der Mara 18. Mit einer Machete schlitzen sie ihm den Bauch auf. Unglaublicherweise schaffte er es selbst mit heraushängenden Eingeweiden noch, sich nach Hause zu schleppen, wie mir Tino voller unverhohlener Bewunderung schilderte. Diese Bluttat würde nicht unbeantwortet bleiben, Blut verlangte nach Blut!

**Es war mir nicht einmal annähernd bewusst, doch in Palencia breiteten sich finstere Kräfte aus, die sich wie zerstörerische Krebsgeschwüre in Familien und Freundschaften hineinfräßen. Wer zu einem Marero wurde, der musste sich vorbehaltlos der Clique verschreiben. Sie hatte für ihn über allem anderen zu stehen, selbst über dem eigenen Leben oder der eigenen Familie. Es bedeutete, die Gesellschaft abgrundtief zu verabscheuen, die ihm keinerlei Zukunftschancen geboten, ihn ausgeschlossen und mit Füßen getreten hatte. Es ging auch darum, den christlichen Gott herauszufordern, der diese ungerechte Welt zu verantworten hatte. Nun aber war Zahltag! Und dazu ging jeder Marero einen Pakt mit dem**

**gefallenen Engel Luzifer ein, der ihm all das bot, an was er sonst nur schwerlich gekommen wäre: Geld, Macht, Respekt, Drogen. Das Mittel dazu hieß rohe Gewalt, bis hin zu kaltblütigem Mord.** Seite 124 **Aber letztlich wusste jedes Bandenmitglied nur zu gut, dass es ein teuflisches Fest auf Pump war, finanziert durch ein Darlehen auf die eigene Seele. Und wenn es denn wirklich einen Teufel gab, dann war er der Bankdirektor.**

Bis zur Polizeistation Palencias waren es weniger als fünf Autominuten. Doch nur selten verirrte sich eine Patrouille zu uns in den Ojo de Agua. Den Bullen war es hier einfach zu unsicher. Nur zufällig lief ihnen dann und wann jemand in die Arme, so wie Sleepy, den sie im Zentrum mit Marihuana und Crack erwischten. Hätte er genug Bargeld bei sich gehabt, um sie zu bestechen, dann hätten sie ihn gewiss gleich wieder laufen lassen. So aber musste er für einige Wochen ins Untersuchungsgefängnis. Auch Tino konsumierte schon längst Kokain. Dafür sowie für Marihuana, Alkohol und Waffen gab er sein gesamtes Bargeld aus. Mir gab er kaum je einen mickrigen Quetzal. Ich fragte auch nie, wie genau er an sein Geld kam. Stammte es aus dem Drogenverkauf und den Erpressungen oder überfiel er auch Menschen? Und wenn ja, hatte er dabei schon jemanden verletzt oder sogar getötet? Eigentlich wollte ich das alles gar nicht wissen. Darin glich ich Doña Dolores. Auch sie nahm die Realität nur noch durch eine stark verzerrte Brille wahr. Ihre eigenwillige Doppelstrategie war nicht immer leicht zu verstehen. »Dieser verfluchte Saubengel bringt mich noch um den Verstand!«, konnte sie wüst über ihren nun fast siebzehnjährigen Sohn herziehen. »Falls er wieder in den Knast wandert, kann er sich abschminken, eine Mama zu haben!« Dann wieder verhätschelte sie ihn geradezu: »Tino, hast du wirklich keinen Hunger? Schau, was ich euch mitgebracht habe, frittiertes Hühnchenfleisch mit Pommes.« Selbst neue Turnschuhe und Kleider kaufte sie ihm. Mir gegenüber war sie immer sehr hilfsbereit. Unsere Mägen konnten wir weiterhin nur füllen, weil sie die gesamten Lebensmittel für uns heranschaffte und mir auch oft etwas Kleingeld gab. Doch ihre Unterstützung hatte klare Grenzen. Obwohl sie genau mitbekam, was ich mit ihrem Spross durchzustehen hatte, stand sie mir nie bei. Ihr einziger Rat lautete: »Sandra, sprich doch mit ihm, durch Reden lassen sich alle Probleme lösen.« Als ob nicht gerade sie es hätte besser wissen müssen!

Während der unbekümmerten Phase unseres Kennenlernens hatte Tino sich oft und gern mit mir bei allerhand Festlichkeiten vergnügt. Seit wir zusammenlebten, nahm er mich nirgendwohin mehr mit. Nur einmal war das anders. »Hallo Puppe, kommst du auch mit auf die Fete heute?«, fragte Pelón, als er mich im Hinterhof beim Wäscheaufhängen antraf. »Ach, du weißt doch, Deli geht immer ohne mich«, sagte ich niedergeschlagen. »Okay, kein Problem, ich werde mit ihm reden. Beba wird auch dort sein.« Und wirklich, mürrisch (Seite 125) wies mich Tino etwas später an, ihn zu begleiten. Anthony ließ ich in Olgas Obhut zurück. »Wenn du willst, bleibe ich doch besser hier«, bot ich an, denn ich ahnte Schwierigkeiten voraus. Er antwortete nicht einmal. Schweigend legten wir den kurzen Weg zurück, hin zum Gelände eines seiner Homies, dessen Schwester ihren fünfzehnten Geburtstag feierte. Englischsprachige Rock-Musik aus riesigen Boxen, Tische voller Flaschen und tanzende Leute erwarteten uns. Er ließ mich alleine stehen. Mit einem schweren Klumpen im Magen unterhielt ich mich mit Beba und einer Freundin. Ich wollte lebensfroh wirken, doch die Trostlosigkeit stand mir ins Gesicht geschrieben. Nach einem ersten Drink holte ich mir einen zweiten und dann noch einen dritten. Ich glaube, es war Wodka. Den hatte ich auch dringend nötig, denn Tino flirtete ungeniert mit einem anderen Mädchen, direkt vor uns. Eingeschüchtert musste ich so tun, als würde mich dies nicht im Geringsten berühren. Todunglücklich leerte ich weitere Gläser und fraß den Gram in mich hinein. Für lange Zeit sollte dies mein letztes Fest gewesen sein.

Bei Tino waren zwischenzeitlich weitere Tattoos dazugekommen, wie etwa eine Klaue an der rechten Schulter, eine Faust, bei der der kleine Finger und der Daumen gespreizt sind. Zeigen diese nach oben, kann man dies mit etwas Phantasie als das gehörnte Haupt des Teufels interpretieren. Bei den Mareros war es auch ein beliebtes Handzeichen. Und dann waren da noch drei Punkte auf seinem Handrücken, die eine auf der Spitze stehende Pyramide bildeten. Sie hatten je drei entgegengesetzte Bedeutungen: Geld, Frauen und Laster auf der einen, sowie Gefängnis, Krankenhaus und Tod auf der anderen Seite. Und über seinen linken Oberarm zog sich mit dicken blauen Buchstaben der Name SANDRA. Er trug mich also wortwörtlich auf seiner Haut! Auch ich hätte mir gerne ein Tattoo stechen lassen, doch davon durfte er nichts mitbekommen. Es gab nur einen einzigen, an den ich mich damit wenden konnte: Joel. Um dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen, wählten wir einen Tag, an dem Tino in die Hauptstadt gefahren war. Ich zog die Bluse aus, um meine Schulter zu entblößen. Mit einer Nadel und schwarzer Tinte stach mein Cousin konzentriert die Umrisse des Tattoos vor. Es tat etwas weh. Die Tätowiermaschine begann zu surren. Das Brennen war auszuhalten, da war ich ganz andere Schmerzen gewohnt. Joel lenkte mich mit allerlei Familienklatsch ab. Nach einer Stunde konnte ich im Spiegel das fertige, nur faustgroße Kunstwerk begutachten. Eine rote Rose und daneben der verzierte

Buchstabe A für Anthony. »Wirst du Tino dein Halucin zeigen?«, fragte er. »Mein Gott, sei still, natürlich nicht, der bringt mich doch glatt um«, spaßte ich, auch wenn es im Grunde ernst gemeint war.

2003 – 2004

## ZWISCHENSPIELE UNTER DUNKLEN WOLKEN

Seite 175-176

Seine fast täglichen Besuche gaben mir etwas zu denken. Wie ich deutlich spürte, hegte er mehr als nur freundschaftliche Absichten. »Weißt du, Alte, du bist wirklich ne verdammt coole Braut«, wurde er einmal deutlicher, »nur schade, dass du schon vergeben bist.« Er war mir sympathisch, doch selbst wenn ich frei gewesen wäre, hätte ich mich nie und nimmer erneut mit einem Marero eingelassen. Die aktuelle Erfahrung mit Tino genügte mir vollauf.

Und selbst Ninja bekam ich nun öfter zu sehen. Er betrat sogar unser Haus, zum Beispiel zusammen mit Makumba. Da hatte ich also jenen Jüngling vor mir, der meinen Bruder und meine Mutter hatte töten wollen! Ich aber musste so tun, als sei alles in bester Ordnung. Gegen mich schien er keinerlei Groll zu hegen, jedenfalls grüßte er mich immer ausgesprochen normal. Nie fragte er mich nach meiner Mutter, und auch ich vermied es, über sie oder Pedro zu sprechen. Dennoch saß ich zwischen allen Stühlen.

Nach kürzester Zeit bereute ich es schon wieder, Tino erneut auf den Leim gegangen zu sein. Geschlagen hatte er mich bisher noch nicht, aber wie eh und je behandelte er mich wie ein unmündiges Anhängsel seiner selbst. Er war der Mann. Als ob ihm dies das natürliche Vorrecht verleihen würde, über mich zu bestimmen. Meine ausgetrocknete Seele dürstete es nach Wahrheit, Trost und Frieden. Mich umgab eine mitleidlose Welt, in der Worte wie Vertrauen oder Ehrlichkeit längst jede Bedeutung verloren hatten. Um hier überleben zu können, musste man perfekt heucheln und sich verstellen können. Im Ojo de Agua gab es mehrere kleine evangelische Kirchen. Eine davon trug den exotischen Namen Maranata, was soviel wie »unser Herr komme« bedeutet. Schon oft hatte ich durch die offene Tür gespäht, aus der feurige Predigten oder mitreißende Gesänge drangen. Als ich Tino ankündigte, zum Gottesdienst gehen zu wollen, spottete der nur: »Ach du große Scheiße, willst du jetzt etwa eine Heilige werden?« Von mir aus konnte er lästern, soviel er wollte. Um acht Uhr lief ich mit meinen Kinder hinüber zum Kirchgebäude - ein einfacher, fünfzehn Meter langer und fünf Meter breiter Bau mit Blechdach. Die weiß getünchten Wände im Innern waren mit wellenförmig aufgehängten gelben Plastikstreifen verziert. **Wir nahmen ganz hinten auf weißen Plastikstühlen Platz. Kritisch beäugte man uns. Alle kannten mich und wussten über die anrühige Vergangenheit meines Mannes bestens Bescheid. Fast alle Frauen trugen Kopftücher. Daran hatte ich nicht gedacht. Die Predigt war schon in vollem Gange. Der Pastor stand vor einem Mikrofon und las eine Bibelstelle vor, die er anhand eigener Erlebnisse veranschaulichte. Seine schwarz-polierten Lackschuhe glänzten, die sonnengelbe Krawatte hob sich deutlich vom hellblauen Hemd ab. »Viele wollen mit ihrer Intelligenz eigene Wege zur Wahrheit finden, sie glauben, auf alles eine Antwort gefunden zu haben, und stützen sich dabei auf andere Menschen oder die Wissenschaften. Oh, welch eine Illusion!«** posaunte er und vollführte ein Tänzchen um seine eigene Achse. »Jesus ist der einige Weg zum ewigen Leben, fern von ihm lebt der Mensch wie eine Pflanze in der Wüste, die sich nach einem Regentropfen sehnt. Er aber ist lebendiges Wasser, er stillt unseren Durst und schenkt uns ewiges Leben!« Alle riefen im Chor: »Möge alle Herrlichkeit mit Gott ein!« »Brüder und Schwestern, wie ihr wisst, ist die Rückkehr Christi sehr nahe. Erdbeben, Kriege, Krankheiten und Kinder, die sich gegen ihre Eltern stellen, alle Anzeichen sind schon da. In der Heiligen Schrift steht geschrieben: >Denn es wird sich empören ein Volk wider das andere und ein Königreich gegen das andere und werden sein Pestilenz und teure Zeit und Erdbeben hin und wieder.< Darum agiert der Teufel auch so wild wie noch nie, da er weiß, dass ihm nur noch wenig Zeit bleibt. Wir erleben es Tag für Tag, bei unseren Freunden, ja selbst in unseren eigenen Familien. Unser Feind ist schlau, er verführt die Schwächsten unter uns, unsere Kinder und Jugendlichen.« Seine Worte wurden immer emotionsgeladener und lauter. »Aber das Wort Gottes ist Macht...Macht! Das Blut Jesu hat Macht...Macht...Macht! Dagegen ist der Satan machtlos! Wir müssen nur fest dran glauben, mit unserer ganzen Seele!« Nun standen alle auf, klatschten, stampften, sangen und jauchzten. Die rhythmischen Gesänge rissen auch mich mit. Jahrelang aufgestaute Emotionen ließen den Wall bersten. Inbrünstig flehte ich Gott um Hilfe und Vergebung an. Mein Körper zuckte unkontrolliert, alles musste heraus, die enttäuschten Hoffnungen und all die unergründlichen Seelenqualen. Sie existierte also wirklich, diese alles umfassende Liebe, dieser eine Gott, an den ich glauben konnte und der mich bedingungslos liebte. Zwar hatte ich meinen christlichen Glauben nie aufgegeben, doch nun glaubte ich, den Geist Gottes wirklich zu spüren. Erst als jemand meinen Arm berührte, erinnerte ich mich meiner Kinder. Verdattert sahen sie mich an, als sei ihre Mutter eben gerade verrückt geworden.

## 2004-2005

### RINCÓN DE LA PIEDRA

Seite 184/ 186-187 / 191-192

Einzig Tino nahm meine Schwangerschaft relativ positiv auf. Für ihn war es ein willkommener Beweis dafür, dass wir zusammengehörten. Und wieder wollte er mich mit der gleichen Masche breitschlagen: »Schatz, im Namen Gottes, warum kannst du mir denn nicht verzeihen? Mir geht es wirklich dreckig. Jesus weiß, wie sehr ich euch liebe und brauche. Gott sagt, die Ehe sei heilig. Ein Mann und seine Frau werden zu einem Fleisch, und was Gott zusammengefügt hat, das darf der Mensch nie mehr trennen.« Wir waren gar nicht verheiratet, frischte ich sein Gedächtnis auf. Und auch, dass er seine Kinder bei deren Geburt nicht einmal als die eigenen habe anerkennen wollen. Die Geburtsurkunden von Anthony und Jacqueline trugen nämlich nur meinen Namen, aber nicht seinen. Das spiele doch gar keine Rolle mehr, drückte er sich um eine direkte Antwort, vor Gott seien wir gleichwohl eine richtige Familie. Dieser habe mich für ihn und ihn für mich auserwählt. Ich war mir da nicht mehr so sicher. Zwar war auch ich durchdrungen von meinem Glauben an ein höheres Wesen, doch seine Schlussfolgerungen erschienen mir eindeutig zu eigennützig. Und was nützte all das schöne Gerede, wenn er uns mit keinem einzigen Quetzal half?

Meine Kinder durften sich, wann immer sie wollten, bei meiner Mutter verpflegen, ich aber war auf die Großzügigkeit meiner Großeltern angewiesen, die mich mit durchfütterten. Je schwieriger meine familiären und mentalen Umstände wurden, desto stärker wurde mein Verlangen, wieder in die Kirche zu gehen und mich von diesem kollektiven Glaubensgefühl, das man dort miterleben konnte, mitreißen zu lassen. Endlich würde ich meinen Glauben frei ausüben können, so hoffte ich. Ganz in der Nähe versammelte sich eine Christengemeinde mehrmals wöchentlich in einem Privathaus, geleitet von einem Laienprediger. Es waren nicht mehr als zehn Personen, aber sie nahmen mich herzlich in ihrer Mitte auf. Leider hatte ich nicht mit Großmutters Reaktion gerechnet, die sich durch meinen Glaubenswechsel provoziert fühlte. »Das sind doch hirnerkrankte Spinner, diese Evangelikalen, kapiert du das nicht. Sandra? Was soll denn das, diese laute Musik, dieses alberne Herumtanzen und Kreischen und dieses hirnerkrankte Zungenreden? Die sind doch alle bekloppt, so etwas gehört sich nicht! Hast du denn nichts Gescheiteres zu tun, als bei denen deine Zeit zu verplempern?« Um derartige Rügen zu vermeiden, verzichtete ich darauf, weiterhin diese Gemeinde aufzusuchen. Zum Ausgleich vertiefte ich mich daheim in meine Bibel.

Wieder dauerte es Monate, bis Mutter ihre Abscheu beim Gedanken an ein weiteres Enkelkind von Tino überwinden konnte. Nach und nach redete sie wieder mit mir und schaffte es auch auszublenden, wessen Kind ich in mir trug.

(Seite 186-187)

Gerade waren sie aus Guatemala-Stadt kommend aus dem Bus gestiegen und eilten durch die fast menschenleere Hauptgasse Palencias. Plötzlich fielen Schüsse. Reflexartig verbargen sie sich in einem Seitenweg, von wo aus sie eine Gruppe Bewaffneter vorbeirennen sahen, unter ihnen Sleepy, Palillo und Flash. Der Anschlag hatte Miguel Mijangos Fajardo getroffen, dem Bruder von Leñazo. Wegen dessen Ermordung vor über vier Jahren war Tino angeklagt, dann aber freigesprochen worden. Miguel hatte Glück im Unglück - er überlebte, war aber querschnittsgelähmt. Auch in diesem Fall kollaborierte Mutter insgeheim mit den Behörden und bot sich als Zeugin vor Gericht an.

Wochen später erlebte ich, wie sie mittags »In Ordnung, ich komme sofort!« in ihr Handy schnarrte und davoneilte. Nach einer Stunde war sie wieder da, mit zwei Polizeibeamten, die ihr bis zum späten Abend nicht mehr von der Seite wichen. Um eine Erklärung kam sie dieses Mal nicht herum. Die Bullen hätten soeben Gato verhaftet, sagte sie voll fiebriger Entschiedenheit. Ich konnte es nicht glauben. Den leibhaftigen Gato! Den Chef der hiesigen Mara Salvatrucha! Auf der Polizeistation hatte sie ihn als einen der Mörder meines Cousins Juan Luis identifiziert. »Ja, das ist Gato, das ist dieser Dreckskerl«, hatte sie den Polizisten bestätigt und ihm dabei direkt in die Augen geschaut. Und dieser hatte ihr, bevor sie ihn abführten, zugefaucht: »Dafür wirst du noch teuer bezahlen, du dreckige Hure!« Tage später wurde Mutter erneut auf den Polizeiposten bestellt. Ihre Bemühungen hatten neue Früchte getragen. Dieses Mal war es Ninja, der der Polizei ins Netz gegangen war. Seine Mutter, Marta Alicia, war auch dort, und zwischen beiden Frauen ging es verbal heiß her.

Meine Familie war nicht die einzige in Palencia, die beträchtliche Schwierigkeiten mit der Mara Salvatrucha hatte. Vor allem für Knaben und jüngere Männer war es nicht leicht, neutral oder unbeteiligt zu bleiben. Das musste auch Jose, ein direkter Nachbar von uns, am eigenen Leib erfahren. Ich kannte ihn seit meinen Kindertagen, wir hatten fast das gleiche Alter. Alle nannten ihn El Muerto, »der Tote«. Diese Bezeichnung verdankte er seinem wirklich abstoßenden Äußeren: Tiefe Augenhöhlen und verknöcherte Gesichtszüge, die er mit einer wenig passenden Stachelschwein-Frisur kombinierte. Aber er war ein unbescholtener, einfacher Bursche, der wie meine Brüder Pedro und Marlon als Bäckergehilfe arbeitete. Nie legte er sich mit jemandem

an oder suchte sich überflüssige Probleme. Daher war Mutter auch höchst aufgebracht, ihn auf der Straße mit Flash anzutreffen. Sie glaubte, auch er habe sich nun den Mareros angeschlossen, und beschimpfte ihn. Noch am gleichen Abend tauchte José vor Mutters Häuschen auf. Er wollte mit ihr sprechen, (Seite 187) doch sie wies ihn schroff ab. Doch Patricia riet ihrer Schwester, mit Jose zu sprechen. Vielleicht habe der ihr ja etwas Wichtiges mitteilen wollen. Auf einem nahen Feld, wo dieser mit Freunden Fußball spielte, spürten sie ihn auf. »Ich bin kein Marero, glauben Sie mir doch, Doña Bernarda!«, beteuerte er. Flash, Sleepy und Rompemuros würden ihn erpressen und drohten damit, ihn umzulegen, falls er nicht tue, was sie ihm sagten. So hätten sie von ihm verlangt, einen Einbruch zu begehen, in einem Lagerhaus. Das habe dann Gott sei Dank nicht geklappt. Nun aber würden sie wöchentlich hundert Quetzales von ihm verlangen. Diese Woche habe er ihnen noch gar nichts geben können, weil er leider etwas knapp bei Kasse sei. »Ich arbeite fast nur noch für diese Kerle«, sagte er völlig verzweifelt. Mutter bot an, ihm die hundert Quetzales zu spenden, falls er bereit wäre, die Polizei einzuschalten, um seinen Erpressern so eine Falle zu stellen. »Wenn ich das tue, Doña Bernarda, dann bringen die mich doch glatt um«, lehnte er gelähmt vor Angst ab.

In der folgenden Nacht wurde ich von Krämpfen und Wallungen gepeinigt. Im örtlichen Gesundheitszentrum knetete eine Ärztin an meinem Unterleib herum. Ich sei nahe an einer Fehlgeburt gewesen und müsse ab sofort jegliche Aufregung vermeiden, ließ sie mich wissen. Bei Mutter legte ich mich aufs Bett. Mein Nickerchen wurde schon bald gestört. »Doña Bernarda, ich werde zum Zirkus gehen«, tat ihr ein beflügelter Jose kund. »Schon morgen habe ich meinen ersten Auftritt in der Arena, als Clown, stellen Sie sich nur vor!«, sagte er voller Aufregung. »So komme ich weg von hier, kann durchs ganze Land reisen und habe Ruhe vor diesen Mareros.« Tatsächlich hatte ein kleiner Familien- Zirkus auf einer Wiese vor Palencia sein Zelt aufgestellt. José hatte sich mit den Zirkusleuten angefreundet und von ihnen erfahren, dass sie noch einen Hilfs-Clown suchten. Sicherlich waren sie auf seine speziellen Gesichtszüge aufmerksam geworden, die selbst ohne Schminke etwas skurril und dadurch witzig wirkte.

Einen Tag später, am 5. November, klopfte seine Schwester Johanna bei Mutter an die Tür. Ihr Gesicht war blutleer, sie schlotterte wie Espenlaub. »Sie haben meinen Bruder entführt ...gestern Abend, als er bei seinen Zirkusfreunden war«, sagte sie völlig aufgelöst. »Die wollten ihn beschützen, aber Sleepy und Flash haben sie mit Pistolen bedroht. Oh Gott ...mein Bruder hat diese Kerle noch angefleht, ihn laufen zu lassen, doch sie haben ihn einfach weggezerrt! Bitte, Doña Bernarda, Sie müssen uns helfen! Wir haben schon die Polizei verständigt, doch die hat bisher noch nichts unternommen!« Sobald es am nächsten Morgen hell wurde, stellte Mutter einen Suchtrupp auf die Beine. Nach Aussagen der Zirkusleute war José in ein zerklüftetes Gebiet am nördlichen Rand Palencias verschleppt worden.

(Seite 191 -192)

Neben uns hielt Mutter verliebt Don Miguel Angels Hand. Man konnte es sehen: die Liebe der beiden war immer noch genauso intensiv wie zu Beginn ihrer Romanze. Auch Patricia war da und riss unanständige Witze, über die alle lachen mussten. Nur Großmutter, die sich nach einem arbeitsreichen Tag etwas Erholung gönnte, lachte kaum. Sie aß schweigend einen Tamal mit zwei Stücken Weißbrot. Ihre herrische Natur hatte über die Jahre etwas an Schärfe eingebüßt. Siebzig Jahre alt war sie nun, ein wahrlich beachtliches Alter. Ihre Runzeln waren noch tiefer geworden, weißgraue Strähnen durchzogen ihre ehemals tiefschwarzen Haare, die sie sich erst kürzlich wellen und auf halblang hatte schneiden lassen. Das verlieh ihr ein ganz ungewohntes, seltsam gezähmtes Aussehen. Bei ihr saß Emilia. Auch deren Haarpracht hatte schon erste graue Strähnen. Was würde aus ihr werden, wenn ihre Mutter einmal sterben sollte? Etwas abseits, auf einem Stapel Ziegel, hockten Marlon und Pedro mit einigen Freunden. Gegen Pedro hatte es seit einem halben Jahr keine weiteren Mordversuche mehr gegeben, daher war er mittlerweile wieder in der Bäckerei tätig. Als ich mich nach Mitternacht zufrieden schlafen legte, schnarchte Tino schon. Aus seinem Radio klangen leise evangelische Lieder.

Die Gemütlichkeit und der Frieden dieser Festtage waren leider trügerisch. Einen Tag vor Neujahr suchte Mutter die Ombudsstelle für Menschenrechte in Guatemala-Stadt auf, ohne uns ein Sterbenswörtchen davon zu sagen. Dort gab man ihr ein Schreiben mit, in dem der Polizeidirektor Guatemalas, Johann Sperissen Vernen, angewiesen wurde, »die erforderlichen Maßnahmen zu treffen, um die persönliche Unversehrtheit von María-Bernarda López Osorio und ihrer Familie zu garantieren aufgrund der ständigen Drohungen durch Mitglieder der Mara Salvatrucha.« Leider sollte dieses Dokument kaum das Papier wert sein, auf dem es geschrieben war.

Januar 2005. Ich hatte es nun doch fertiggebracht, Anthony für den Kindergarten anzumelden. An seinem ersten Tag platzte er förmlich vor Freude. Jeden Morgen spazierte ich mit ihm ins Zentrum, auch wenn mir

dies mit meinem dicken Bauch schon erhebliche Mühe bereitete. Den Rückweg bewältigte Anthony mit Salvador und María-José, die auf die nahe öffentliche Schule beim Park gingen.

Am Ende desselben Monats schenkte ich einem gesunden Mädchen das Leben, das wir Jennifer nannten. Wieder war es eine eher einfache Geburt. Meine drei Kinder nahmen mich nun voll und ganz in Anspruch. Ans Arbeitengehen war so schnell nicht mehr zu denken. Mutter umsorgte meinen Säugling vom ersten Tag an wie ihren eigenen. Trotz ihres streitbaren (Seite 192) Naturells war sie ein Mensch mit einem immens großen Herzen, der nicht nur sein letztes Hemd, sondern selbst sein Leben für die hergeben konnte, die er liebte. Das wurde mir erst jetzt so richtig bewusst. Tino gab vor, sich über seine zweite Tochter zu freuen, aber ich musste ihn anbetteln, damit er mir etwas zusätzliches Geld gab, um Babykleidchen und Windeln kaufen zu können.

Gleich neben dem Zimmer, das wir behausten, führte der öffentliche Weg vorbei. Somit konnten wir jedes vorbeifahrende Auto hören, ja dessen Vibrationen deutlich wahrnehmen. Nachts blieb es üblicherweise völlig still. Nicht so in den frühen Morgenstunden eines Apriltages, als eine lange Wagenkolonne mit ohrenbetäubendem Lärm den Weg entlang holperte. Zappelig sprang Tino aus dem Bett und öffnete die Tür einen Spalt breit. »Jesus, es sind die Bullen«, raunte er. Irgendwo musste eine Razzia im Gange sein. Aber wo und bei wem? Wenig später ging er dessen ungeachtet arbeiten. Auch Mutter eilte nach Tagesanbruch vom Gelände. Salvador und einige Nachbarjungen folgten ihr unauffällig. Nach zirka einer Stunde kam mein Bruder verschwitzt und mit aufregenden Informationen zurück, auf die Großmutter und ich schon brennend gewartet hatten. Die Polizei habe das Haus von Doña Natividad umstellt und sei gerade dabei, es zu durchsuchen, berichtete er uns. Sie seien hinter ihrem Sohn Flash her. Der sei ihnen offenbar entwischt, dafür hätten sie einen seiner Homies, Palillo, aufgegriffen. Dieser habe noch versucht, sich als Mädchen verkleidet davonzustehlen, aber unsere Mutter, die auch dort gewesen sei, habe ihn erkannt. Höchst ungute Gefühle stiegen in mir auf. Warum musste sie sich nun auch dort wieder einmischen und die Mareros damit noch mehr reizen? Dieser Flash war so etwas wie der Stellvertreter des inhaftierten Gato und ein ungemein gefährlicher Typ. Allerdings hatte ich keinen blassen Schimmer davon, dass diese Durchsuchungen auch in Zusammenhang mit dem Attentat auf Miguel Fajardo standen, bei dem Mutter ja eine direkte Augenzeugin gewesen war. Erst gegen Mittag war sie wieder zuhause. »Sie haben Doña Natividad festgenommen«, berichtete sie kampflustig. »Diese alte Hure hatte Granaten in ihrem Zimmer versteckt, und bei ihrem Sohn haben die Bullen eine Schrotflinte und eine selbst gebastelte Pistole gefunden.« Auch Großmutter war höchst besorgt und missgestimmt. Sie solle sich nicht derart exponieren, sondern die Polizei ihre Arbeit machen lassen, verlangte sie von ihrer Tochter. Mutter sah das nicht so. Jemand müsse den Behörden doch helfen. Diese Mareros würden es nicht wagen, auch gegen sie vorzugehen, glaubte sie. Ich konnte nur hoffen, dass sie sich da nicht täuschte. An diesem Tag verhaftete die Polizei auch Sleepy.

2007

## CHIQUIMULILLA

Seite 243

Zwei Tage nach Neujahr fuhr ein Pick-up der Polizei bei uns vor, auf den wir eilends unsere Habe luden. Gaskocher, Tisch, Stühle, Kommoden, einen Fernseher, etliche Betten und verschiedener Kleinkram. Insgesamt waren wir neun Personen: Ich und meine drei Kinder, meine Geschwister María-José und Salvador, Cousine Guadalupe sowie zwei Polizisten in Zivil. In der Fahrerkabine war kein Platz, wir mussten hinten auf der Ladefläche mitfahren, eingezwängt zwischen unseren Möbeln. Aber auch so war es ein Aufatmen sondergleichen, aus Palencia wegzukommen. Stück für Stück löste sich meine innere Spannung, während ich diverse Landschaften vorbeihuschen sah. Wie herrlich schön mein Land doch war! Eigentlich sollte es ein Paradies sein, in dem all seine Einwohner glücklich leben konnten. Warum nur war dem nicht so? Das Klima und die Vegetation wurden immer subtropischer. Nach über zwei Stunden erreichten wir Chiquimulilla, einen zwischen grünen Hügeln eingebetteten kleinen Ort, mit engen Gassen voller kommerzieller Tätigkeit. Viele der meist eingeschossigen Häuser wurden von traditionellen, schrägen Ziegeldächern bedeckt. Das Klima erwärmte nicht nur unsere Körper, sondern auch unsere Gemüter. Hier gab es keine Maras, so hatte man mir jedenfalls versichert. Wir wurden zu einem der wenigen zweistöckigen Häuser geführt, nur wenige Straßen vom Stadtpark entfernt. Unsere neue Wohnung lag im Erdgeschoss, hatte zwei geräumige Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und sogar eine kleine Küche, die allerdings nicht eingerichtet war. Sorge bereitete mir unser knappes Budget: Monatlich würden wir zweitausend Quetzales zur Verfügung haben. Ich rechnete alles im Geiste durch. Allein schon für die Miete gingen neunhundert drauf, plus hundertfünfzig für Elektrizität und Wasser. Blieben also noch neunhundertfünfzig für den Unterhalt all dieser Personen. Ein Pfund Rindfleisch

kostete siebzehn Quetzales, ein Kilo Äpfel fünfzehn, die Tube Zahnpasta dreizehn, der Liter Milch elf, ein Liter Cola neun und eine Avocado ganze fünf Quetzales. Wöchentlich würde ich also mindestens dreihundert Quetzales benötigen, um neun hungrige Mäuler satt zu kriegen. Und um die Verbindung zur Außenwelt aufrecht zu erhalten, benötigte ich dann und wann eine neue Prepaid-Karte für mein Handy. Das waren also noch einmal fünfzig Quetzales mehr. Auch die Beerdigungskosten für meine Mutter müsste ich noch abtrottern.

2007 – 2008

## DER KREIS SCHLIESST SICH

Seite 283-284

Nein ich konnte es einfach nicht! Es musste noch einen anderen Ausweg geben! »Kommt, wir gehen nach Hause«, sagte ich befreit. »Aber vorher kaufen wir uns noch ein Eis. Da drüben ist der Verkäufer, schnell, beeilen wir uns!«

Natürlich änderte sich durch diesen Rückzieher nichts an unserer prekären Situation, doch ich hatte mich fest entschlossen, mein Leben wieder in meine eigenen Hände zu nehmen. Das war ich meinen Kindern, María-José, aber auch meiner verstorbenen Mutter schuldig. Das folgende Wochenende verbrachten wir bei Tante Juana und Beba. Alejandro eskortierte uns dorthin. Ich brauchte frische Luft, weg von unserer deprimierenden Hütte, weg von Großmutter und ihrer ewigen Meckerei. Ich brauchte Zeit, um meine wild durcheinander trudelnden Gedanken neu ordnen zu können. Vor allem aber musste ich die Kontrolle über mich selber zurückgewinnen. Dazu gehörte auch, dass ich mir schwor, von nun an keinen Tropfen Alkohol mehr anzurühren. Bis spät in die Nacht plauderte ich mit Beba, die mir gut zuredete. Die letzten Jahre hatten uns beiden einen Schnellkurs im Erwachsenwerden beschert. Unsere früheren pubertären Schwärmereien waren unsanft auf dem harten Boden der Tatsachen gelandet. Wir hatten mit Feuer gespielt und uns dabei gewaltig die Finger verbrannt. Doch wir lebten noch. War das nicht schon Grund genug, dankbar zu sein? Beba war gedämpft optimistisch. Sie sprach von Pelón, der sich im Gefängnis von der Mara Salvatrucha distanziert hatte und Christ geworden war. In der Pavón-Haftanstalt, wo nur verurteilte Sträflinge einsitzen, betrieb er sogar einen kleinen Verkaufsstand für Zigaretten und Süßigkeiten. Am Sonntagmorgen liefen wir hinüber zur kleinen Markthalle beim Park, um die Zutaten für das Mittagessen zu kaufen. Danach fehlte nur noch etwas Rindfleisch aus dem Fleischerladen gleich nebenan. Noch bevor wir ihn betreten hatten, ließ das Knallen mehrerer Schüsse alle Passanten zusammensucken. Sekunden später preschten zwei Polizeiwagen in Richtung Hauptgasse an uns vorbei. Hörte das denn nie auf? Wir mussten herausfinden, was passiert war. Hatte es vielleicht jemanden getroffen, den wir kannten? Schon von weitem konnten wir einen Menschaufmarsch sehen, der sich genau an jener Stelle gebildet hatte, wo immer die Busse kurz anhielten, um weitere Passagiere aufzunehmen, bevor sie in die Straße nach Guatemala-Stadt abbogen. Beunruhigt näherten wir uns den Neugierigen, unter denen viele Kinder und Jugendliche waren. Wir drängten uns nach vorne. Ich erkannte ihn augenblicklich. Auf dem Bauch liegend, das Gesicht zur Seite gedreht und mit halb offenem Mund lag er da: Gato. In seiner rechten, schlaffen Hand lag eine Pistole. Eine Blutlache breitete sich neben seinem Kopf aus. Seine Augen waren weit geöffnet, in seinem (Seite 284) erlöschenden Blick glaubte ich so etwas wie Angst ausmachen zu können. Im Publikum zirkulierten erste Versionen über den Tathergang. »Ich hab's genau gesehen, es war ein Auto mit abgedunkelten Scheiben«, flüsterte jemand. »Die haben nicht einmal angehalten, sondern im Fahren durchs Fenster auf den Kerl gefeuert. Der rannte noch einige Meter, aber weiter kam er nicht.« Im ersten Moment fühlte ich rein gar nichts, nicht einmal ein Gefühl der Genugtuung beim Gedanken an das, was Gato meiner Familie angetan und mit mir noch vorgehabt hatte.

Bevor wir am nächsten Morgen in unser Häuschen zurückkehrten, kaufte ich mir beim Park die Prensa Libre und einen Nuestro Diario, die zwei wichtigsten Tageszeitungen Guatemalas. So wie jeden Tag waren die Seiten gefüllt mit Berichten über Mord und Totschlag, doch über das Hinscheiden dieses Mareros, dessen kurzer Streifzug durch diese Welt ein Feuerwerk an Blut und Grausamkeiten gewesen war, konnte ich nicht einmal eine klitzekleine Meldung entdecken. Sollte mich das überraschen? In Guatemala gab es leider allzu viele Gatos und viel zu viel Gewalt. Daher war es für die Presse praktisch unmöglich, sich jedem einzelnen Fall zu widmen. Dieser Gato hatte nun den Preis für seine Machenschaften bezahlt, womit sich der logische Zyklus eines Salvatrucha erfüllt hatte, an dessen Ende fast unausweichlich der gewaltsame Tod stand. Endlich überkam mich ein Gefühl der Erleichterung, gepaart mit der Hoffnung, durch diesen Tod würde uns eine Verschnaufpause gegönnt werden. Oder war es sogar denkbar, dass uns seine Homies nun in Ruhe lassen würden? Ich musste es hoffen.

## AUGUST 2010

Seite 285-288

Meine letzte Begegnung mit Sandra liegt etwas über ein Jahr zurück. Sie empfängt mich nicht, wie gewohnt, draußen beim rostigen Blechzaun. Es ist ihr Bruder Salvador, der mir das Tor öffnet und mich übers Grundstück führt, als Vorsichtsmaßnahme vor der beißwütigen Hundemeute, die meinetwegen schon laut kläfft. Wie es seiner Familie gehe, will ich von ihm wissen. »Es geht so«, nuschelt er. Ein Geruch nach Feuchtigkeit und Abwässern liegt in der Luft, der Himmel ist mit bleigrauen Wolken verhangen, es nieselt nur leicht, nachdem es tagelang fast ununterbrochen in Strömen geregnet hat. Es sei der regenreichste August seit Menschengedenken, versichern guatemaltekische Meteorologen. Jedenfalls berichten die Tageszeitungen von zahlreichen weggeschwemmten Brücken im ganzen Land. Es herrscht der Notstand, Sandras Hütte erscheint mir noch trostloser als sonst. Die Eingangstür ist halb geöffnet, drinnen ist es gewohnt düster. Sie begrüßt mich mit sichtlicher Freude, doch an ihren glasigen Augen und an der müden Stimme erkenne ich sofort, dass es ihr überhaupt nicht gut geht. Es wird wohl ein kurzer Besuch werden. »Ich habe Dengue-Fieber; meine Pechsträhne ist noch nicht zu Ende«, sagt sie mit einem verzweifelten Lächeln. Diese Gegend hier, in der fast jede Familie ihren Wasservorrat in offenen Tonnen oder anderen Behältern speichert, ist eine ideale Brutstätte für die Mücken, die diese Tropenkrankheit übertragen. Mir liegt die Feuchtigkeit förmlich in der Nase, die unverputzten Wände der Hütte haben sich mit Wasser vollgesogen. »In diesem Zimmer da stand das Wasser vor einigen Tagen sogar knöcheltief alles war voller Schlamm«, kommentiert Sandra müde.

Ihre letzten Jahre haben die Bezeichnung Pechsträhne wirklich mehr als verdient. Als seien die Morddrohungen durch Mitglieder der Mara Salvatrucha nicht schon genug, erlitt sie Mitte 2008 auch noch einen schweren Autounfall. Der Wagen war vom Weg abgekommen und hatte sich mehrfach überschlagen. Obwohl die Feuerwehr sie recht zügig ins weit entfernte San Juan de Dios-Krankenhaus in Guatemala-Stadt verfrachtet hatte, hatte man sie dort eine ganze Nacht halbtot im Gang liegen lassen, ohne sie medizinisch zu versorgen. Ich hielt mich damals zufälligerweise in Guatemala auf, erfuhr aber erst nach drei Wochen von ihrem Unfall. Natürlich ging ich sie sofort besuchen. Das San Juan de Dios-Krankenhaus, das größte des Landes, ist ein bräunlicher, mehrstöckiger Betonklotz, vor dessen Eingang sich zu Besuchszeiten zwei lange Menschenschlangen um Einlass bemühen - getrennt nach Frauen und Männern. Über dem Eingang steht: Waffen verboten. Gleichwohl winkte mich der Polizist nur vorbei und durchsuchte nicht einmal den Plastikbeutel, den ich mitführte. Fahrstühle gibt es keine, jedenfalls nicht für die Besucher, die sich in langen Kolonnen durch die lichtarmen Gänge bewegen, hin zu lang gezogenen, zickzackförmig angeordneten Rampen. Ich hatte das Gefühl, in einer veralteten Metro-Station gelandet zu sein. Es wurde sogar gebettelt. Patienten, mit bodenlangen Krankenhaushemden drapiert, standen in einigen Ecken, darum bemüht, so viel Mitleid wie nur möglich auf sich zu ziehen. Einer stützte sich mit dem rechten Arm auf eine Krücke, mit dem linken streckte er den Vorbeieilenden einen roten Plastikbecher entgegen. Sandra fand ich auf der Notfallstation für Frauen im 4. Stock. Auch wenn ihr Kopf völlig bandagiert war, erkannte ich sie auf Anhieb. Ich setzte mich auf den Rand ihres Bettes, eines von über zehn in einer Reihe. Das Sprechen bereitete ihr Schmerzen. Sie hatte schwere Kopfverletzungen erlitten, darunter eine Schädelfraktur mit einem Hirntrauma. Ihre gesamte rechte Gesichtshälfte war aufgerissen worden und hatte genäht werden müssen. Um ein Haar hätte sie dabei ihr rechtes Auge verloren. Ganze sechs Wochen musste sie im Krankenhaus bleiben. In dieser Zeit besuchte ich sie oft. Dabei beredeten wir viele Dinge. So befassten wir uns mit der Frage, ob es wohl so etwas wie ein Schicksal gibt. Ich tendierte zu einem differenzierten Nein, sie zu einem klaren Ja. So zu denken war wohl ihre Art, sich etwas Last von der Seele zu nehmen. Denn wenn alles im Leben schon vorbestimmt ist, so muss man sich auch weniger den Kopf zermartern über Dinge, die einem völlig unerklärlich erscheinen. Warum lässt Gott das Böse zu? Warum lässt Er unschuldige Kinder verhungern, während viele Bösewichte zufrieden steinalt werden? Warum hat Er das Böse denn überhaupt erschaffen? Nur Er weiß es. Falls es Ihn denn überhaupt gibt. Und natürlich beschäftigten sie ihre schweren Wunden am Kopf und im Gesicht. Würde sie je wieder so aussehen wie früher? Beim Unfall hatte sie ihre gesamten Vorderzähne verloren. Ich half ihr, eine Zahnprothese anfertigen zu lassen.

Auch Tino wurde ab und zu zum Gesprächsthema, obwohl sie nicht gerne über ihn sprach. Dabei konnte sie eine tiefe Bitterkeit nicht verbergen. Liebt sie ihn etwa immer noch, nach alledem, was er ihr angetan hatte? Sie verneinte immer vehement, wenn ich sie spielerisch mit dieser Frage provozierte. Tino hatte sich schon zu Beginn des Jahres in die USA abgesetzt, als Mojado. Aber noch zuvor in Guatemala, war er dem christlichen Gott wieder untreu geworden. So hatte Sandra miterleben können, wie er eigenhändig jemanden mit einer Waffe bedroht hatte. In den USA scheint er dann eine Arbeit gefunden zu haben. Den Kontakt zu seiner Familie hält er einzig über seine Mutter aufrecht. Seinen Kindern hat er bisher, seiner schlechten Gewohnheit folgend, noch keinen Cent zukommen lassen.



Später reise ich erneut nach Palencia. Die Sonne steht goldig in ihrem Zenit, vor einem tiefblauen Himmel. Die Regenzeit macht endlich eine Pause. Sandra treffe ich draußen vor dem Gelände, bei der Wegkreuzung, hinter einem kleinen Holztisch sitzend. Sie hat sich offensichtlich gut von ihrer Dengue-Erkrankung erholt und widmet sich, zusammen mit María-José, dem Verkauf selbstgemachter Eiscremes in viereckigen, geschlossenen Plastikbechern. Es sind ihre eigenen Kreationen. Fünf Geschmacksrichtungen hat sie im Angebot: Nance (das ist eine kleine, gelbe Beerenfrucht), Ananas, Zitrone und Bohnen. Bohnen-Eis? »Ja, das schmeckt ganz toll, probier doch mal«, ermuntert sie mich und reicht mir einen kleinen Becher mitsamt einem Löffelchen. Und wirklich, der Geschmack dieser bräunlich-schwarzen, süßlich-bohnigen Kombination ist zwar etwas fremd für meine Zunge, aber dennoch ganz angenehm. Mit diesen und anderen Verkaufsideen hat Sandra sich und ihre Schutzbefohlenen während der letzten zwei Jahre über Wasser gehalten. Manchmal geht sie auch mit Olga, Tinos Schwester, zum Arbeiten auf den Terminal-Markt in Guatemala-Stadt. Ich setze mich neben die beiden auf den Boden und genieße mein Eis. Die Atmosphäre scheint entspannt und friedlich; wir lachen und spaßen. María-José plaudert von der Schule und ihrem ersten Freund. Ab und zu kommt jemand vorbei und kauft ein Eis. Mich erstaunt es, wie furchtlos Sandra sich hier am Straßenrand aufhält. Der Gedanke lässt mich nicht los, jeden Augenblick könne ein Marero vorbeirennen und auf uns schießen.

»Wo steckt eigentlich euer Polizist«, frage ich schließlich. Sie senkt den Blick und antwortet, ohne mich anzuschauen: »Stell dir vor, der ist vorgestern abgezogen worden. Wir haben keinen Personenschutz mehr; es ist Schluss damit.« Mir verschlägt es kurz die Sprache. Ich hatte angenommen, der Polizist halte sich wie üblich irgendwo in der Nähe auf. »Aber was nun, hast du denn keine Angst?«, will ich wissen. Was für eine dumme Frage, natürlich hat sie Angst. Und es kommt noch schlimmer. Ausgerechnet gestern habe sie eine Botschaft aus dem Gefängnis erhalten, vom Mörder ihrer Mutter, sagt sie. Dieser verlange 5.000 Quetzales von ihr, die sie seinem Vater überbringen solle. Und komme sie diesem Erpressungsversuch nicht bald nach, so wolle Strong sie eliminieren lassen. Mir entweicht ein Schimpfwort. Guatemala ist eine völlig verkehrte Welt. Hier sind Gewaltopfer selbst den Drohungen und Erpressungen bereits verurteilter Täter schutzlos ausgeliefert. Im Büro der Staatsanwaltschaft sei sie auch schon gewesen, erzählt Sandra weiter. Die Beamten dort hätten sie aufgefordert, zuerst eine entsprechende Anzeige beim Polizeiposten in Palencia aufzugeben. Aber dazu sei sie nicht bereit, denn sie vertraue den Polizisten nicht, die dort Dienst hätten. Wieder bin ich einige Momente lang sprachlos. Erstmals kann ich dieses Gefühl der Hilflosigkeit, des Ausgeliefertseins nachfühlen, das Sandra und ihre Familie zur Genüge kennen. Auch an den befreundeten Polizeichef kann sie sich nicht mehr wenden. Der ist schon längst nicht mehr im Amt. In einigen Tagen fliege ich zurück nach Europa.

Als wolle sie unsere Begegnung mit einer positiven Note enden lassen, erwähnt sie ihre Tante Anita, die jetzt in einem kleinen Städtchen im Osten des Landes wohnt. Sie überlege sich ernsthaft, mit ihren Kindern und María-José dorthin zu ziehen. »Wenn ich du wäre, würde ich nicht lange überlegen«, gebe ich meine Meinung zum Besten. Sie nickt. Dann frage ich noch nach dem Fazit ihres bisherigen Lebens. »Andreas, weißt du, wenn ich etwas gelernt habe, dann ist es die Erkenntnis, dass man die kleinen, positiven und einfachen Dinge im Leben viel mehr schätzen sollte. Meistens tut man dies erst, wenn man sie nicht mehr hat. Für mich ist jeder neue Tag ein herrliches Geschenk, den es so gut wie möglich zu nutzen gilt, weil es der letzte sein kann.« Dem habe ich nichts hinzuzufügen. Ich wünsche ihr alles Gute und bitte sie, immer gut auf sich und ihre Familie aufzupassen. Wir bleiben ja in Kontakt, ich habe ihre Handy-Nummer. Insgeheim aber frage ich mich, ob wir uns je wiedersehen werden.

## EIN VOLK IM WÜRGEGRIFF DER GEWALT

Seite 293-297

In der chaotischen Drei-Millionen-Metropole Guatemala stellt selbst eine einfache Busfahrt eine Mutprobe dar, seit es in diesen fahrenden Schrottkisten fast täglich zu Schießereien kommt. Meistens trifft es Passagiere, die sich einem der unzähligen Raubüberfälle widersetzen oder die dem Räuber nicht schnell genug die Geldbörse aushändigen. Oft sind es auch die Fahrer und Bushelfer, die den üblichen Schutzgeldzahlungen nicht nachgekommen sind. Und selbst im eigenen Auto kann man sich schon lange nicht mehr sicher fühlen. Ganze Banden auf Motorrädern haben sich darauf spezialisiert, ihre Opfer vor roten Ampeln einzukreisen, den Fahrer durch die Scheiben mit Pistolen zu bedrohen und die Herausgabe von Geld und Handy zu fordern. Fußgänger bewegen sich wie in einem Kriegsgebiet, stets darauf bedacht, wer hinter ihnen läuft oder wer ihnen entgegenkommt. Die Kriminalitätsrate in dieser Stadt ist höher als in Bagdad oder Kabul. Zusammen mit El Salvador, Honduras, Venezuela, Südafrika und Kolumbien führt Guatemala die Liste der gewalttätigsten Länder der Welt an. Nach offiziellen Statistiken kamen allein im Jahr 2010 über 6.400 Menschen durch

Kapitalverbrechen ums Leben, darunter fast 800 Frauen und Mädchen. Bei einer Einwohnerzahl von über dreizehn Millionen kommen somit etwa 49 Morde auf 100.000 Einwohner. In den meisten Staaten Europas liegt dieser Wert unter eins. Für einen weiteren Negativrekord sorgt das chronisch korrupte Justizwesen, welches in weniger als zwei Prozent aller Fälle fähig ist, die oder den Täter zu ermitteln oder gar einer Verurteilung zuzuführen. Bei den weiblichen Opfern liegt dieser Prozentsatz sogar noch niedriger. Philip Alston, Sonderberichterstatler der UNO für außergerichtliche Hinrichtungen, bezeichnete Guatemala in einem Bericht als »ein ideales Land, um einen Mord zu begehen«. Es überrascht daher auch wenig, dass Lynchjustiz ein zunehmendes Problem darstellt, speziell in ländlichen Gebieten. Dutzende von vermeintlichen Übeltätern werden jedes Jahr von wütenden Mobs mit Benzin übergossen und angezündet. Oft genügt ein Bagatelldelikt, etwa der Diebstahl einer Kuh, um so zu enden.

Um den Ursachen dieser Zustände auf den Grund zu gehen, hilft ein analytischer Blick auf die von tiefsten sozialen, kulturellen und ethnischen Gegensätzen charakterisierte Geschichte dieses Landes, in dem über Jahrhunderte ein Apartheid-Regime funktionierte. An dessen Spitze stand eine (Seite 294) überwiegend spanischstämmige Oberschicht, die mit eiserner Faust über eine Mehrheit aus Maya- Volksgruppen herrschte, denen aus machtpolitischem Kalkül jegliche eigenständige Entwicklung verwehrt blieb. Zur Fundierung und Aufrechterhaltung ihres Herrschaftsanspruches praktizierte diese Elite eine Politik des offenen Rassismus, gepaart mit brutaler Gewaltanwendung. Über lange Zeit wurden die »Indios« als nicht zivilisierbar angesehen und mussten als Ursache für die Rückständigkeit des Landes herhalten. Präsident Justo Rufino Barrios wollte gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Einwanderung von Europäern fördern, um so eine vermeintliche »rassische Aufbesserung« zu erreichen. Noch 1944, unter dem Diktator und Nazibewunderer General Jorge Ubico, wurde die indianische Bevölkerung per Gesetz verpflichtet, praktisch unentgeltlich auf den Zuckerrohr- und Kaffeeplantagen weißer Großgrundbesitzer zu schuften. Wer nicht parierte oder aufbegehrte, riskierte, standrechtlich erschossen zu werden.

»Sei doch kein Indio!« ist ein noch heute gern gebrauchter Ausdruck vieler mestizischer Eltern, mit dem sie ihre Kinder maßregeln. Immer noch kontrollieren zwei Prozent der Bevölkerung fast 70 Prozent des kultivierten Bodens. Guatemala ist überwiegend landwirtschaftlich geprägt, doch 96 Prozent der Bauern müssen sich mit nur 20 Prozent der bebauten Fläche begnügen, wobei es sich zumeist um weit abgelegene, beinahe unfruchtbare oder gebirgige Schollen handelt. Wie das guatemalteckische Sekretariat für Ernährungssicherheit (SESAN) 2009 in einer Studie feststellte, weisen 45 Prozent aller Kinder zwischen sieben und neun Jahren einen leichten bis schweren Grad der Unterernährung auf. Bei Mädchen und Maya-Kindern liegt dieser Wert noch höher.

Aber können diese tristen Realitäten und ihre geschichtlichen Wurzeln allein als Erklärungsmuster für das aktuelle, eklatante Gewaltniveau herhalten? Ähnlich geschichtete Länder wie etwa Bolivien sind wesentlich friedlicher. Wie ist das möglich? Einen entscheidenden Teil der Antwort finden wir im Bürgerkrieg, der von 1960 bis 1996 ausgetragen wurde und Guatemala entscheidend geprägt hat. In diesem bekämpften marxistische Guerillagruppen den meist von autoritären Armee-Generälen geführten Staat mit Waffengewalt. Nach verschiedenen Schätzungen sollen dabei an die 150.000 Menschen ihr Leben verloren haben. Auf dem Höhepunkt dieser Auseinandersetzungen, zwischen 1980 und 1983, zerstörte die Armee über 200 indianische Dörfer und massakrierte systematisch Zehntausende von Maya. Aber auch die linksgerichteten Aufständischen trugen zu den eklatanten Menschenrechtsverletzungen bei. All dies führte zu einer weiteren Schwächung (Seite 295) der staatlichen Institutionen und förderte eine allgemeine Brutalisierung der Gesellschaftsformen. Die Demokratisierung durch relativ freie Wahlen im Jahr 1985 diente als Sprungbrett für eine korrupte und populistische Politikerklasse, die bisher eher daran interessiert war, sich zu bereichern, als sich um die Lösung der dringenden sozialen Probleme zu bemühen. Ein Beispiel dafür ist der ehemalige Präsident Alfonso Portillo (2000-2004). Seine prall gefüllten Konten auf den Bahamas, bei panamaischen und schweizerischen Banken, die erst kürzlich eingefroren wurden, sind Zeugnis für diese schamlose Plünderung des Staatshaushalts. Während des »bewaffneten Konflikts«, wie der Bürgerkrieg in Guatemala euphemistisch genannt wird, waren sowohl der Regierungsapparat als auch das Justizsystem auf den Kampf gegen die so genannte »linke Subversion« ausgerichtet. Dabei ging es auch darum, den Mitgliedern der Polizei und Armee Straffreiheit für ihre Verbrechen zu garantieren. Spätestens 1996, nach dem formellen Friedensschluss zwischen der Guerilla-Organisation URNG und der Regierung von Präsident Alvaro Arzú, verselbständigten sich viele dieser Gefüge. Polizeiangehörige, Richter und Staatsanwälte gingen dazu über, sich in den Dienst der organisierten Kriminalität zu stellen oder doch zumindest mit ihr zu kooperieren. So entstand ein Staatswesen, das Amnesty International schon 2002 in einem Report als »korporativen Mafiastaat« bezeichnet hat. Und die Situation hat sich seither nur noch verschlimmert.

Gleichzeitig schlossen sich in den Elendsvierteln von Guatemala-Stadt immer mehr desillusionierte Kinder und Jugendliche kriminellen Maras an. Viele fühlten sich von den herrschenden Gesellschaftsschichten diskriminiert, verachtet und ausgeschlossen. Dabei spielte das ethnische Element eine nicht unwichtige Rolle, denn bei den meisten Bandenmitgliedern handelt es sich um Maya oder Mestizen. Zuverlässige Angaben über Mitgliederzahlen gibt es nicht, aber Schätzungen zufolge gibt es heute zwischen 14.000 und 35.000 Mareros. Die meisten gehören der Mara Salvatrucha oder der Mara 18 an.

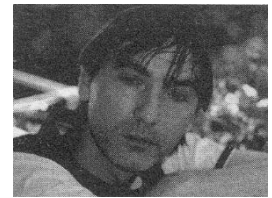
Eine weit größere Gefahr geht aber von der Zersetzung der staatlichen Institutionen aus. Allein im Jahr 2008 wurden über eintausend Polizisten entlassen, darunter hohe Offiziere, weil man sie des Mordes, Raubes, der Entführung oder anderer schwerer Delikte beschuldigte. Aber kaum einer von ihnen befindet sich bisher hinter Gittern. Zu den Nutznießern dieser Entwicklung gehören auch die immer mächtiger werdenden Drogenkartelle, die Guatemala zu einer der wichtigsten Zwischenstationen für den Transport südamerikanischen Kokains in die USA gemacht haben. Schon macht das Wort von der »Kolumbianisierung« des Landes die Runde. Die (Seite 296) Verbrechersyndikate verfügen über enorme finanzielle Ressourcen, mit denen sie sich die Gefälligkeit höchster Stellen im Sicherheits- und Justizapparat erkaufen. Und untereinander tragen sie blutige Fehden aus. So versucht das mexikanische Cartel del Golfo Fuß zu fassen und die lokale Konkurrenz gefügig zu machen, etwa durch den Einsatz ihrer berüchtigten Kampftruppe, den Zetas. Hunderte von Toten jährlich gehen auf das Konto solcher Konfrontationen, bei denen modernste Waffen zum Einsatz kommen, die denen der Sicherheitskräfte weit überlegen sind.

Dieser tödlichen Mischung aus Gewalt und Straflosigkeit auf allen Ebenen sind vor allem die Frauen hilflos ausgeliefert. Seit 2006 setzt sich daher die Fundacion Sobrevivientes für weibliche Opfer von Gewaltverbrechen aller Art ein. Schon die Bedeutung des Namens sagt alles: »Stiftung der Überlebenden«. Gegründet wurde sie von Norma Cruz, einer ehemaligen linksradikalen Aktivistin. Der Auslöser ihrer Bemühungen war eine persönliche Erfahrung, bei der ihr ehemaliger Lebensgefährte die gemeinsame Tochter sexuell missbraucht hatte. Frustriert und ohnmächtig angesichts des behördlichen Desinteresses an ihrem Fall, entschloss sich Norma Cruz, eine Stiftung ins Leben zu rufen, an die sich Frauen und Mädchen wenden können, um rechtlichen, moralischen, psychologischen und manchmal auch materiellen Beistand zu erhalten. Die Hoffnung vieler Guatemalteken liegt derzeit aber vor allem auf der Internationalen Kommission gegen Straflosigkeit (CICIG), die 2007 ihre Tätigkeit aufgenommen hat. Diese unter einem UNO-Mandat operierende und von verschiedenen westlichen Ländern finanzierte Behörde ist ein weltweites Novum. Der guatemaltekeische Staat hat damit faktisch zugegeben, unfähig zu sein, alleine gegen die Spirale der Gewalt ankämpfen zu können, und ist die internationale Gemeinschaft um Hilfe angegangen. Zu den Aufgaben der CICIG, die momentan, im Jahr 2011, vom ehemaligen costaricanischen Generalstaatsanwalt Francisco Dall'Anese geleitet wird, gehört die Untersuchung der verschiedenen kriminellen Strukturen im Lande. Zwar verfügt die CICIG nicht über die Kompetenz zur Einleitung von Strafverfahren, begleitet aber beratend die zuständigen Behörden und tritt in wichtigen Fällen als Nebenklägerin auf. Erste konkrete Erfolge zeichnen sich ab. Es gibt also Lichtblicke, die auf eine Besserung der Lage hoffen lassen.

Neben all den vielen negativen Aspekten sollte nicht vergessen werden, dass Guatemala nach wie vor eines der faszinierendsten Reiseziele dieser Welt ist, welches jährlich Hunderttausende von Touristen anzieht. Unberührte, mit Ruinen der mysteriösen Maya- Hochkultur durchsetzte Urwälder, ein imposantes Hochland mit Vulkanen, Seen und pittoresken Dörfern, in (Seite 297) denen die ursprüngliche Maya-Kultur mit ihren farbenprächtigen Kostümen noch lebendiger Alltag ist, Gastfreundschaft und vieles mehr. Allerdings ist bei jeder Reise höchste Vorsicht geboten, man sollte sich vorher gut über die momentane Sicherheitslage informieren.

Und auch für die Guatemalteken gilt: Ein besseres Land wird einem nicht geschenkt, man muss täglich daran arbeiten. Sie werden lernen müssen, sich nicht mehr von einer korrupten Politikerklasse manipulieren zu lassen, sondern Apathie und Angst zu überwinden, um sich aktiv für ihr Land einzusetzen. María-Bernarda López Osorio ist ein eindrückliches, wenn auch widersprüchliches Beispiel dafür. Sie hat ihr couragiertes Eintreten für Gerechtigkeit mit dem Leben bezahlen müssen. Ihr Tod hat ihrer Tochter Sandra den Mut gegeben, nicht länger zu schweigen über jene Dinge, vor denen sie allzu lange die Augen verschlossen hatte. Oder, wie sie es vor Gericht so trefflich formulierte: »Es war doch kein Hund, der hier getötet wurde, es war meine Mama!«

Andreas Böhm wurde 1965 in Bern in der Schweiz geboren. Heute lebt er als freier Autor und Journalist überwiegend in Guatemala.



## »Man hat jeden Tag Angst«

Ein [Interview mit Andreas Böhm](#) aus JUNGLE WORLD - Die linke Wochenzeitung am 17. November 2011

Mit freundlicher Erlaubnis der Zeitung und des Autors

Der Journalist Andreas Böhm hat ein Buch über die Gewalt der Jugendbanden in Guatemala geschrieben. »Teuflische Schatten« beruht auf den Erzählungen einer jungen Frau, die durch ihren Freund in das brutale Milieu der Maras geriet. Ein Gespräch mit dem Autor über den Zusammenhang von Rassismus, Gewalt und Männlichkeitskult.

*Interview: Andreas Knobloch*

**In ihrem Buch »Teuflische Schatten« setzen Sie sich mit den Maras in Guatemala auseinander. Welche Beziehung haben Sie zu dem Land und dem Problem der Jugendbanden?**

Meine Beziehungen zu dem Land und generell zu Mittelamerika reichen ungefähr 20 Jahre zurück, als ich dort in verschiedenen Bereichen des Tourismus zu arbeiten begann. Jugendbanden wie die Mara Salvatrucha beschäftigen natürlich gezwungenermaßen jeden, der einmal über einen längeren Zeitraum in Städten wie Guatemala-Stadt oder Tegucigalpa gelebt hat. Man kann es gar nicht vermeiden, selbst wenn man es möchte. Die Zeitungen sind jeden Tag voll mit Berichten über Gräueltaten, zu denen neben den üblich gewordenen Überfällen auf Busse und Schutzgelderpressungen auch immer wieder Ritualmorde gehören. Dazu kamen auch einige persönliche Erfahrungen, wie etwa ein Raubüberfall, bei dem mir der tätowierte Räuber seine Pistole an den Kopf hielt und mich um meine Wertsachen erleichterte.

**Sie erzählen in ihrem Buch die Lebensgeschichte von Sandra López, die sich mit einem Mitglied der Maras einlässt, und viel zu spät, den Absprung aus der Szene schafft. Erst als ihre Mutter ermordet wird, trennt sie sich von ihrem Freund und sagt gegen die Mörder aus.**

Der Kontakt zu Sandra kam im Jahr 2007 über die Stiftung »Sobrevivientes« zustande, die sich für Frauen und Mädchen einsetzt, die Opfer von Gewalt oder Gewaltverbrechen geworden sind. Die Recherchen, vor allem die direkten Gespräche, gestalteten sich zu Beginn äußerst schwierig, da Sandra unter Polizeischutz stand, der Prozess gegen den Mörder ihrer Mutter kurz bevorstand und sie auch sonst viele Probleme hatte. Nach etwas mehr als zwei Jahren war das Manuskript endlich fertig. Ich selbst wurde in dieser Zeit zwar nie bedroht, ich war aber bei der Verkündung des Urteils gegen den Mörder im Gerichtssaal und wurde dort Zeuge, wie der Mann nach seiner Verurteilung zu 30 Jahren Haft mehrere Personen im Saal mit dem Tode bedrohte.

**Man erfährt im Buch wenig über die Strukturen, die Tätigkeitsfelder und die Ausbreitung der Maras. Sie erzählen aus der Sicht der Frauen von den Auswirkungen der Gewalt, schildern die zerstörerische Wirkung in der Gesellschaft, den alltäglichen Terror, die häusliche Gewalt. War es für Sie schwierig, dem Leser eine Ahnung von der Gewalt zu geben, die auf Mitteleuropäer zutiefst verstörend wirken muss?**

Das Buch beschränkt sich bewusst darauf, die subjektiven Erinnerungen Sandras wiederzugeben. Abgesehen vom Nachwort verzichte ich größtenteils darauf, meine eigenen Einschätzungen und mein Wissen zu spezifischen Themen einfließen zu lassen. Der Leser soll diese authentische Geschichte durch die Augen und Gefühle Sandras miterleben, und ich hoffe, dies ist mir gelungen. Doch selbst für jemanden, der der Mara Salvatrucha so nahe gekommen ist wie Sandra, ist die Struktur solcher Banden kaum überschaubar. Maras darf man nicht mit der italienischen oder amerikanischen Mafia mit einem obersten Boss an der Spitze und einer klaren vertikalen Befehlsstruktur vergleichen. Die verschiedenen Cliquen der Maras sind dezentral organisiert. Sie kooperieren zwar untereinander, agieren aber sonst mehr oder weniger unabhängig. Zusammengeschweißt werden sie durch ihre diabolische Ideologie und einen eigenen Verhaltenskodex. Religionspsychologisch könnte man schon fast von einer eigenen Religion oder Anti-Religion sprechen. Die

kriminellen Tätigkeitsfelder der verschiedenen Cliques können sehr unterschiedlich sein. Manche mögen sich eher auf die Erpressung von Busunternehmen konzentrieren, andere auf Auftragsmorde, und wieder andere spezialisieren sich auf den Drogenhandel.

**Im Vorwort von Andreas Boueke scheint ein gewisses Verständnis für die Maras durch. Davon ist in der Geschichte von Sandra dann wenig übrig. Die schlagenden Männer wirken als Schwächlinge; die Frauen sind die starken Charaktere.**

Die Gründe, warum sich jemand den Maras anschließt, etwa die soziale Ausgrenzung oder Chancenlosigkeit vieler Jugendlicher, werden in diesem Buch durchaus thematisiert. Die Bandenmitglieder, von denen Sandra erzählt, werden auch nicht durchweg als schlecht oder böse beschrieben. Einigen Mitgliedern bringt sie viel Sympathie und Verständnis entgegen. Andererseits trifft es sicherlich zu, dass Frauen in dieser Erzählung etwas besser wegkommen als Männer. Die Geschichte ist nun mal aus der Perspektive der Frauen geschrieben. Ich muss auch zugeben, dass ich in Guatemala Frauen sehr oft als die Mutigeren erlebt habe, sei es als Mütter, Menschenrechtlerinnen, Politikerinnen oder als Richterinnen.

**Guatemala gilt als eines der gewalttätigsten Länder der Welt. Man bekommt den Eindruck, dass physische Gewalt dort ein flächendeckendes Strukturprinzip ist. Wie muss man sich das vorstellen?**

Die Gewalt hat ganz verschiedene Ursachen, sowohl geschichtliche, kulturelle wie auch gesellschaftliche und strukturelle. Da haben wir etwa das korrupte, chronisch unterfinanzierte Justizsystem, das 98 Prozent aller Morde nicht bestraft. Dieser Umstand schürt die Gewalt geradezu. Oder der schlecht organisierte, ineffiziente Polizeiapparat, der mit nur 21 000 Polizisten in einem Land mit über 14 Millionen Einwohnern völlig unterbesetzt ist. Teile der Eliten Guatemalas hatten bisher kein Interesse daran, etwas an diesen Zuständen zu ändern. Etwa die korrupten Politiker oder gewisse machthungrige und manipulationsfreudige Unternehmer. Selbst bei einer nächtlichen Begegnung mit einer Polizeistreife kann man nie wissen, ob man nun von diesen Polizisten ausgeraubt wird oder von den Räubern, die an der übernächsten Straßenkreuzung auf einen warten könnten. Man hat eigentlich jeden Tag Angst. Das allgegenwärtige Klima der Gewalt ist den Guatemalteken fast schon zur zweiten Natur geworden. Nach acht Uhr abends wagt sich kaum noch jemand zu Fuß vor sein Haus. Einkäufe oder Freizeitaktivitäten finden für viele nur noch in schwer bewachten Einkaufszentren statt. Einzig in Touristenhochburgen wie Antigua Guatemala, Panajachel oder in gewissen ländlichen Gegenden kann man noch relativ ruhig und sicher durch die Straßen gehen.

**Welche Rolle spielen der Rassismus und der 1996 offiziell beendete Bürgerkrieg für die Zustände in Guatemala?**

Der Bürgerkrieg wirkte als ein Katalysator der Gewalt. Das gilt sowohl für Guatemala als auch für El Salvador, wo das Phänomen der Maras fast noch verbreiteter ist. Die Geschichte dieser beiden Länder ist von Diskriminierung, Ausbeutung und Gewalt geprägt und hat ihre tiefen Spuren in der Gegenwart hinterlassen. Die Kultur der Maras wurde auch von Einflüssen der nordamerikanischen Gesellschaft mit ihren Konflikten geprägt, etwa von der Kultur der Afroamerikaner aus den Ghettos nordamerikanischer Städte. So ist ein Mischprodukt unterschiedlichster Provenienzen entstanden.

Guatemala liegt an der Drogenhandelsstrecke vom Süden in den Norden und die Mordrate des Landes ist eine der höchsten der Welt. Die Drogenkartelle kontrollieren weite Teile des Staates. Der vor wenigen Tagen abgewählte Präsident Álvaro Colom warnte zuletzt mehrfach, der Staat sei dabei, sich in einen »Narkostaat« zu verwandeln, dessen Wirtschaft von den Kartellen kontrolliert wird.

Álvaro Colom, der sich selbst gern als Sozialdemokrat bezeichnet, gehörte wohl zu den unfähigsten und zynischsten Präsidenten, die Guatemala je hat erdulden müssen. In den dreieinhalb Jahren seiner Amtszeit hat er nicht viel mehr als Ausreden und Ausflüchte zu bieten gehabt. Er hat nichts unternommen, um seine hochfliegenden Wahlversprechen einzulösen oder die vielen Probleme des Landes auch nur anzugehen. Im Gegenteil, die Gewalt rate ist so hoch wie nie zuvor. Die Armut nimmt weiter zu, die Sozialprogramme sind paternalistisch und gängeln die Betroffenen. Und wenn sich denn Guatemala in einen »Narkostaat« verwandeln sollte, was ich nicht glaube, dann hat Colom nicht wenig dazu beigetragen.

Doch es geht gar nicht nur um das Versagen Einzelner, sondern um das Scheitern eines gesamten politischen Systems, in dem eine überwiegend schlecht informierte Bevölkerung, die zu 70 Prozent in ärgster Armut dahinvegetiert, alle vier Jahre von einer korrupten Politikerklasse in scheinbar demokratischen Wahlen mit Lügen und leeren Versprechungen getäuscht wird. Wirkliche Lösungsansätze für die verschiedenen Probleme des Landes können nur über eine grundlegende Erneuerung der Politikerklasse gefunden werden. Die Initiative dazu wird aber vom guatemaltekischen Volk selbst ausgehen müssen. Demokratische Reifungsprozesse sind schwierig und brauchen viel Zeit. Das ist auch in diesem Fall nicht anders.

**Der Ausblick am Ende Ihres Buches ist wenig optimistisch. Der Tod scheint die einzige Konstante zu sein. Auch Sandra muss jeden Moment damit rechnen, der Rache der Maras zum Opfer zu fallen. Polizei und Justiz wirken überfordert und desinteressiert. Haben Sie noch Kontakt zu ihr?**

Ich besuche sie, wann immer ich in Guatemala bin. Zuletzt haben wir uns im August getroffen, aber wir halten auch telefonisch den Kontakt aufrecht. Sandras größtes Problem momentan, neben der Gefahr, die ihr nach wie vor durch die Mara Salvatrucha droht, ist die Armut. Doch sie schlägt sich mit bescheidenen Arbeiten durch und gibt die Hoffnung auf ein besseres Leben nicht auf, für sich und ihre Kinder.

**Am vergangenen Wochenende wurde der ehemalige General Otto Pérez Molina zum neuen Präsidenten gewählt. Er verspricht eine Null-Toleranz-Politik. Molina werden Kriegsverbrechen während des Bürgerkriegs vorgeworfen. Aber die Linke scheint derzeit machtlos zu sein.**

Das Parteienbiotop Guatemalas lässt sich, jedenfalls wenn man sich die Wahlversprechen anschaut, nur beschränkt in ein in Deutschland gültiges Rechts-Links-Schema einordnen. Man muss sich eher fragen, welche Gruppierung weniger korrupt ist oder weniger von kriminellen Organisationen beeinflusst wird, oder welcher Politiker weniger lügt und betrügt. Sowohl Otto Pérez Molina als auch sein unterlegener Rivale Manuel Baldizón sind sozialkonservativ und in Wirtschaftsfragen eher dem neoliberalen Lager zuzurechnen. Aber sie haben es geschafft, sich mit üppigen Versprechungen und millionenschweren Wahlkampagnen die Gunst der ärmeren Bevölkerungsschichten zu sichern. Ein bedeutendes Potential für eine moderne und programmatisch überzeugende Linke ist natürlich durchaus vorhanden, vor allem auch bei den verschiedenen indigenen Völkern, die in allen politischen Institutionen des Landes völlig unterrepräsentiert sind. Den vorhandenen Linksparteien, sofern sie diese Bezeichnung überhaupt verdienen, fehlte es beim ersten Wahlgang mit Rigoberta Menchú aber schlicht an einer glaubwürdigen und überzeugenden Kandidatin. Das sieht man auch daran, dass die Friedensnobelpreisträgerin, die nur wenig mehr als klägliche drei Prozent der Stimmen ergattern konnte, sich kurz danach nicht zu schade war, öffentlich den Rechtspopulisten Baldizón zu unterstützen. Nach Aussagen von Sprechern ihrer Partei Winaq, stünde sie dem Außenministerposten nicht ablehnend gegenüber, falls er ihr angeboten würde. Trübe Aussichten also für ein links-progressives Erwachen im Land der Mayas.